

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



72. Jahrgang Heft 1 Januar 2020 € 6 (D) 25 zł (PL)



VERSAILLES 1919
Die Vorgeschichte zum
Untergang Westpreußens

GUSTAV ROETHE
Ein großer Rhetor der
Deutschen Kaiserzeit

Aus dem Inhalt

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Damals war's
- 5 Auf ein Wort

PANORAMA

- 6 Hochrangige spanische Auszeichnung
- 6 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg, Neumark und Thorn
- 10 Kultur-Informationen aus dem „Land am Meer“

REISEN UND ERKUNDEN

- 11 Deutsch Eylau – die „Perle des Oberlandes“

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 13 Den Oberländischen Kanal studieren
- 14 hörens-, sehens- und wissenswert
- 15 EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN
- 16 *Preußen – Deutsche Debatten*. Ein Sammelband von Hans-Jürgen Bömelburg und Andreas Lawaty
- 17 *Der Hochmeisterpalast auf der Marienburg*. Eine Erschließung von Christofer Herrmann

GESCHICHTE UND KULTUR

- 19 „Der Geist von Rache und Erniedrigung“. Vor 100 Jahren – Das Ende von Westpreußen (1)
- 26 IN DEN BLICK GENOMMEN:
Hotel Dellbrück von Michael Göring
- 28 Ein aufrechter Westpreuße – Eine Erinnerung an den Germanisten Gustav Roethe
- 30 *Zur Geschichte der Elbinger Johann Joshua Kettler und Jacob Klein* von Hans-Jürgen Klein

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 31 Erhard Eppler (1926–2019) und die „Neue Ostpolitik“
- 32 *Heimat Europa?* – Ein Sammelband befragt unterschiedliche Europa-Bilder
- 33 Nachrichten

34 NEUERSCHEINUNGEN

RUBRIKEN

- 3 „Der Westpreuße“? – 35 Impressum / Autorinnen und Autoren / Westpreußen-Kalender 2020 – 36 Zum guten Schluss

i-iii JAHRESINHALTSVERZEICHNIS

TITELBILD

Die Uferpromenade der Thorner Altstadt, aufgenommen von der Josef-Pilsudski-Brücke aus
FOTO: ANNA ZYWICKA / DREAMSTIME.COM

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen

der letzten drei Westpreußen-Ausgaben
September / Oktober 2019: heft-5-2019-hub
November / Dezember 2019: heft-6-2019-egg
Januar / Februar 2020: heft-1-2020-eww



6

Spanischer Nobelpreis für die Stadt Danzig



11

Idyll am Kleinen Geserichsee



13

Der Oberländische Kanal – im Museum ausgestellt



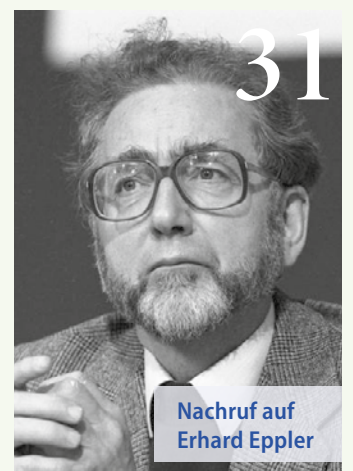
19

Ein Versuch, die Welt neu zu ordnen



28

Erinnerung an einen Germanisten aus Graudenz



31

Nachruf auf Erhard Eppler

vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die vielen Aspekte, die bei der Planung einer DW-Ausgabe zu berücksichtigen sind, ließen sich im letzten Jahr zwar nicht immer in einer gänzlich harmonischen Disposition zusammenführen, wir gehen aber zuversichtlich davon aus, dass der Eindruck solch kleiner Unwuchten angesichts einer vollständigen Folge von sechs Heften zurückweicht: Das Jahreshaltsverzeichnis, das wir dieser Nummer beifügen, überzeugt Sie hoffentlich besser, als eine einzelne Ausgabe dies vermag, von der

Vielfalt der „westpreußischen“ Themen sowie der unterschiedlichen Gesichtspunkte, unter denen wir uns 2019 bemüht haben, die „Europäische Kulturregion“ am Unterlauf der Weichsel zu erschließen.

Unsere Maxime einer größtmöglichen Variation werden wir selbst allerdings im neuen Jahrgang bewusst unterlaufen. Am 10. Januar 1920 wurden die Bestimmungen des Versailler Vertrags umgesetzt; an diesem Tage jährt sich somit nun der Untergang der Provinz Westpreußen zum 100. Male. Dieses Thema hat für uns ein derart großes Gewicht, dass wir uns ihm – wie auch der nachfolgenden Neuordnung des Territoriums – in einer umfangreichen Artikel-Serie widmen werden. Sie soll uns die Möglichkeit geben, die historischen

Zusammenhänge mit der notwendigen Differenzierung und aus wechselnden, auch gegenläufigen Perspektiven zu erschließen. Den Anfang dieser Reihe macht heute ein Beitrag über die Vorgeschichte jenes Untergangs, über die Verhandlungen, den Abschluss und die Auswirkungen des Versailler Vertrages.

Wir hoffen, dass diese bislang singuläre Entscheidung auf Ihr Interesse und Ihre Zustimmung trifft, und wünschen Ihnen für das neue Jahr nicht zuletzt im Blick auf diese Folge von Beiträgen eine angenehme und spannende *Westpreußen*-Lektüre.

In diesem Sinne bleiben wir auch für Sie persönlich mit den besten Wünschen für 2020

Ihre DW-Redaktion

„Der Westpreuße“?

Wenn das „größte Magazin“ einer Stadt den Namen *Der Hamburger* trägt, leuchtet diese Benennung sofort ein – aber wer oder was ist *Der Westpreuße*?

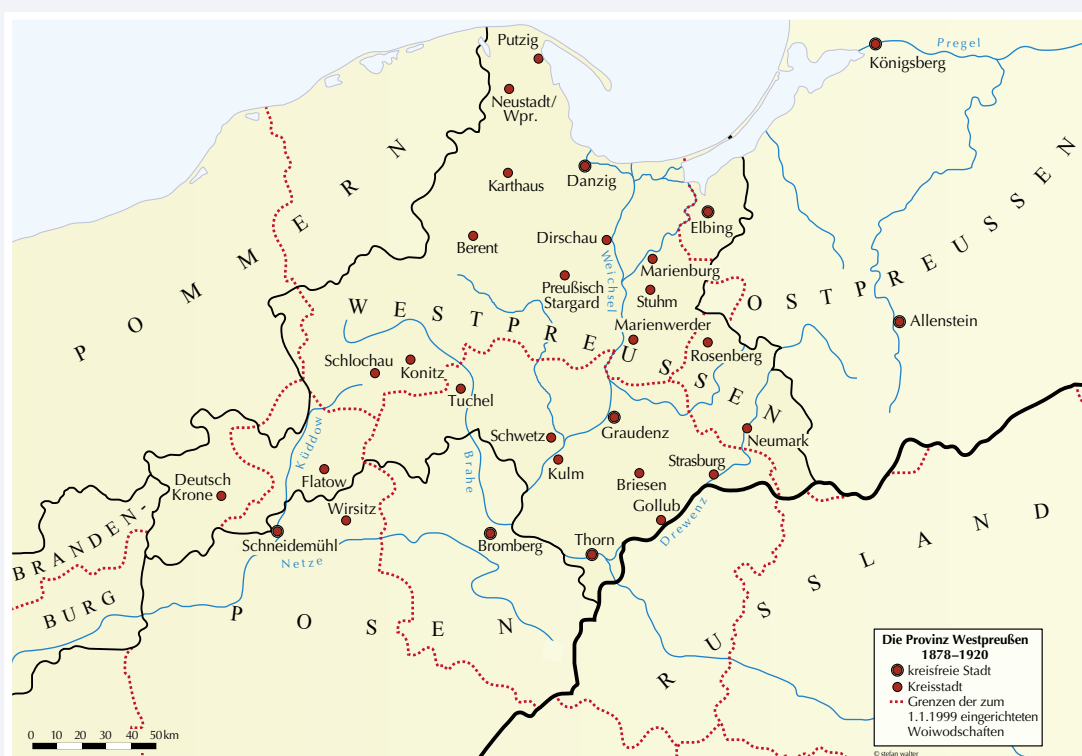
Danzig und das Land an der unteren Weichsel – mit den UNESCO-Welterbestätten Marienburg und Thorn – bilden höchst beliebte Reiseziele. Viele der Touristen aus Deutschland wollen mehr wissen über diese „europäische Kulturregion“, ob sie nun zum ersten Mal kommen oder selbst schon viele Eindrücke vor Ort gesammelt haben. Wahrscheinlich werden sie rasch darauf stoßen, dass diese Landschaft auch mit der deutschen Geschichte verbunden ist und bis 1920 „Westpreußen“ hieß. Das gilt auch für diejenigen, die Familienforschung betreiben oder die einfach kulturhistorisch interessiert sind. Die Gründe, sich heute mit dieser Region zu beschäftigen, können vielfältig sein.

Diesen unterschiedlichen Interessenlagen will *Der Westpreuße* gerecht werden. Der Name dieser Zeitung leitet sich aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes ab, denn „Westpreußen“ ist in der Gegenwart eine Erinnerungslandschaft für Menschen, die von dort stammen und für deren Familien dieses Land oft jahrhundertlang Heimat war. Bei der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe und der gemeinsamen Geschichte eröffnet es als historische Kategorie aber auch den heutigen polnischen Bewohnern einen wichtigen Orientierungsraum.

Der Westpreuße beschäftigt sich deshalb einesteils mit der Gegenwart des Landes, mit seiner Entwicklung und seinen vielfältigen Attraktionen und

wendet sich andernteils der spannenden, allerdings durchaus konfliktreichen Geschichte dieser Region zu: Schließlich steht „Westpreußen“ nicht nur für eine historische preußische Provinz, es weckt auch Assoziationen an den Deutschen Orden, der hier im Mittelalter das Kerngebiet seines Territoriums hatte, oder an das „Königliche Preußen“ („Prusy Królewskie“), das für mehr als 300 Jahre mit der Polnischen Krone verbunden war. Nicht zuletzt gehören zu dieser Geschichte die einschneidenden Ereignisse im 20. Jahrhundert: Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand „Westpreußen“ von den Landkarten, im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die Region dann von 1939 bis 1945 nochmals gewaltsam zu einem „Reichsgau Danzig-Westpreußen“ zusammengezwungen.

Das Konzept dieser Zeitung zielt darauf, all das zu bewahren und zugleich Möglichkeiten einer zukünftigen gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte zu erkunden. Wer den *Westpreußen* zur Hand nimmt, kann sich auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Entdeckungen freuen.



LIEBE LESERINNEN UND LESER, wie war das damals vor 60 Jahren? Bei einigen von Ihnen werden Erinnerungen an die 1950er Jahre wach – für andere, jüngere eröffnet der Blick in die Vergangenheit neue Perspektiven. Daher geben wir an dieser Stelle exemplarisch vor 60 Jahren erschienene Artikel aus dem *Westpreußen* und aus *Unser Danzig* wieder. – Lesen Sie hier in diesem Monat somit einen Beitrag, der im Januar 1960 im *Westpreußen* erschienen ist.

Der nebenstehende Artikel gibt Einblick in erinnerungspolitische Initiativen sowohl der Vertriebenenverbände als auch einzelner Vertriebener, den öffentlichen Raum im Sinne der eigenen Sache – „um der Heimat willen“ – zu prägen. Hierbei konnte bereits an Vorbilder aus der Zwischenkriegszeit angeknüpft werden wie das Berliner „Ostpreußenviertel“ zwischen Teufelsberg und Olympiastadion, dessen Straßennamen an die vom restlichen Reichsgebiet abgetrennte Provinz erinnerten.

Insbesondere die in dem Artikel referierte aufschlussreiche Debatte, ob Straßennamen nach Städten im Korridorgebiet benannt werden sollten bzw. dürften, macht deutlich: Sowohl die Befürworter einer solchen Praxis als auch diejenigen, die Vorbehalte hiergegen hatten, sahen in ostdeutschen Straßennamen – zumindest auch – einen Ausdruck territorialer Rechtsansprüche gegenüber Polen (bzw. im Falle Ostpreußens auch der Sowjetunion).

Heute hingegen werden Straßen mit den Namen ostdeutscher Orte als Verweis auf das gemeinsame deutsche und europäische Kulturerbe und als Ausdruck der Verbundenheit mit den heute in den historischen Ost- und Siedlungsgebieten lebenden Menschen verstanden. Dass dieses Narrativ gerade auch in den bezeichneten Städten affirmativ aufgegriffen werden kann, zeigt eine Installation am Weichsel-Ufer von Graudenz, die Schilder von Straßen, die nach dieser Stadt benannt sind, aus Deutschland, Polen und auch weiteren Staaten versammelt.



Alles um der Heimat willen

Begrüßenswerte Anregung

Nach einer Tod-Meldung hat der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Ernst Lemmer, den Präsidenten des Bundes der Vertriebenen, Hans Krüger, davon unterrichtet, daß er eine Anregung an die Präsidenten des Deutschen Städtetages und des Deutschen Gemeindetages gerichtet habe, bei



der Benennung von neuen Wohnvierteln und Straßen doch die Namen der Städte des deutschen Ostens mehr als bisher zu berücksichtigen.

Das ist um so begrüßenswerter, als neuerdings die Sowjetzonen-Regierung dazu übergegangen ist, zur Untermäuerung der sogenannten „Friedensgrenze“ an Oder und Neiße sämtliche Bezeichnungen, die an die ostdeutschen Provinzen erinnern, verschwinden zu lassen.

Endlich einmal Mut gehabt

Zu gegeben, daß viele Städte und Städtchen schon seit Jahren etliche ihrer neuen Straßen nach den Namen ostdeutscher Städte und einige auch nach ostdeutschen Persönlichkeiten benannt haben.

Als Westpreußen konnte man dabei aber auch bisweilen seine Enttäuschung erleben: Bedachte man sich z. B. gelegentlich bei einem der Stadtväter dafür, daß man auch an die westpreußische Stadt Elbing gedacht habe, so konnte man etwa hören: „Das haben wir ja doch gar nicht getan —, Elbing, das war doch ostpreußisch!“

Immer vergeblich wappeln wir über darauf, daß endlich einmal auch Städte aus dem ehemaligen westpreußischen Korridorgebiet

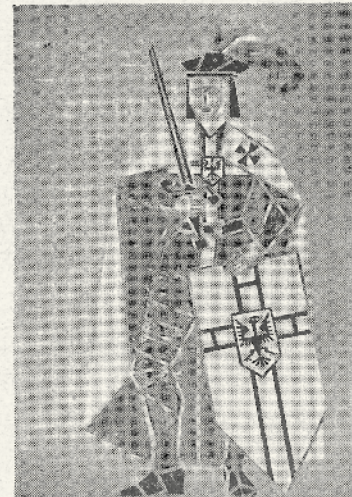


auf den Straßenschildern auftauchten die ältesten Städtgründungen Westpreußens und des deutschen Nordostens überhaupt, etwa Thorn, gegründet 1231, Kulm, gegründet 1232, Graudenz, gegründet 1281, etc. Davor hat man anscheinend immer noch Bedenken gehabt, nur deshalb, weil diese uralten Stätten deutscher Kultur auf Grund des Versailler Diktats gegen der erklärten Willen ihrer Bevölkerung vor 1920 bis 1939, also ganze 19 Jahre Polen zugeweiht waren und demgemäß also im Jahre 1937, das für die Geschichte ohne jede Bedeutung war, vorbeigehend nicht dem Deutschen Reich angehörten.

Ein Leser aus Hannover übersandte nun der Redaktion Aufnahmen von vier hier abgebildeten Straßenschildern unserer Stadt, die dort schon geraume Zeit an unser deutsches Westpreußen gemahnen. — Vielen Dank, lieber Landsmann Karbowski! Vielen Dank auch den Stadtoberhäuptern des schönen Hannover, denn sie haben nicht nur geschichtliches Verständnis, sondern auch Mut bewiesen!

Treue eines Thorner Apothekers

Der Landesobmann von Berlin unserer Landsmannschaft Westpreußen, Herr Die-



trich Maydorn, macht uns darauf aufmerksam, wie man auch auf ganz andere Weise noch der Heimat dienen kann: der letzte Besitzer der ehemaligen Hildschen Apotheke in der Mellierstraße zu Thorn, die nach 1939 „Hermann Balk-Apotheke“ hieß, hat 1958 seine Apotheke in Berlin neu gegründet. Dabei griff er auf die Stellung Balks im Ordensstaate zurück und benannte seine Apotheke entsprechend, um die Erinnerung an den deutschen Osten und auch an das alte Thorn wachzuhalten.

Da wir aus verständlichen Gründen weder den Namen der Apotheke noch des Besitzers nennen dürfen, wollen wir wenigstens einiges von der Ausstattung und von der Werbung erwähnen. Da ist zunächst das stark stilisierte Wandbild eines Hochmeisters des Deutschen Ritterordens, entworfen und ausgeführt von Kunstakademie-Studenten. Es befindet sich in den Innenräumen, während der Schild als Transparent auch an der Hausfassade erscheint, desgleichen auf allen Geschäftspapieren und manchen Plaketten.

Darüber hinaus ist unser Landsmann auch bemüht, durch die Benennung einiger seiner Spezialpräparate die Erinnerung an die westpreußische Weichselstadt Thorn wachzuhalten. Es gibt bei ihm z. B. „Thorner Goldtropfen“, „Thorner Magentropfen“, „Thorner Universal-Elixier Alte Weichsel“ und



mancherlei mehr. Sein Bestreben wird bisweilen noch durch Schaufensterausstellungen unterstützt, bei denen auch eine Reproduktion des Thorner Rathauses Verwendung findet.

Wir freuen uns über die Initiative dieses Thorner Landsmanns und fördern zur Nachahmung auf. — Weshalb sollte ein westpreußischer Gastwirt in der Bundesrepublik nicht ein „Kopernikus Stübchen“, ein Buchhändler nicht eine „Max Halbe-Buchhandlung“ eröffnen? Kann ein gutes Bier nicht auf „Elbinger Englisch-Bräu“ und ein edler Wein nicht auf „Neuenburger Klostergarten“ getauft werden? Der Möglichkeiten gibt es viele, es fehlt nur meist am Willen, auch auf diese Weise der Heimat zu dienen.



„Schilder-Hain“ unterhalb der Graudenz Stadtmauer in der Nähe des Aufgangs zum Wassertor; dieses Foto wurde bereits ZUM GUTEN SCHLUSS in DW 4/2018 gezeigt und thematisiert.

AUF EIN WORT



Von Manfred Kittel

1945–2020: Allgegenwärtige „Lange Schatten“

Es ist bitter, von den historischen Höhen des Herbstes 1989 aus, dessen 30. Jubiläum wir eben erst begangen haben, auf den 2020 bevorstehenden Gedenkzyklus zum 75. Jahrestag des Kriegsendes 1945 vorauszuschauen. 1989 schien doch alles gut geworden zu sein: selbst eine der schlimmsten Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges – die Versklavung der Völker Ost-Mitteleuropas unter das Joch des Sowjetkommunismus – überwunden, die politische Einigung des Kontinents nur noch eine Frage der Zeit.

Heute aber? – ist das europäische Einigungswerk in die schwerste Krise seit Gründung der Gemeinschaften gestürzt. Und dafür gibt es, 75 Jahre nach dem Ende des zweiten „Großen Krieges“ innerhalb einer Generation, immer noch auch historische Gründe. Gründe, die sehr viel mit dem Orlog und seiner Bewältigung zu tun haben. Dies zeigte und zeigt sich vielleicht nirgends so deutlich wie beim Thema „Migration“, das die EU 2015 im Kontext des syrischen Bürgerkrieges – nach einer Vorgeschichte von Versäumnissen – geradezu überrollt hat.

So haben Kritiker der Entscheidung, die Grenzen der Bundesrepublik nicht nur für die Kriegsflüchtlinge in Budapest zu öffnen, sondern über Monate hinweg nahezu unkontrolliert für eine Million Migranten – zum Teil aus Hochburgen eines militanten Islam – offen zu halten, dafür auch eine Grundstimmung in bestimmten gesellschaftlichen Milieus und Medien als ursächlich gesehen: das Bedürfnis, wegen der Schandtaten der NS-Zeit nicht nur in puncto Humanität etwas wiedergutmachen zu wollen, sondern, mehr noch, zur moralischen Supermacht mindestens des Kontinents berufen zu sein. Wie immer die Motive im Einzelnen auch lagen: Berlin agierte im Herbst 2015 faktisch im Alleingang, stellte die europäischen Partner vor vollendete Tatsachen und empörte sich anschließend auch noch, als diese für die Folgen der von deutscher Seite ausgelösten „Lawine“ (W. Schäuble) nicht in größerem Umfang mit einstehen wollten.

Kopfschütteln über die neueste Auflage der „incertitudo allemandes“ herrschte vor allem auch in Frankreich, dem mit Deutschland führenden EU-Staat, der als vierte Siegermacht des Zweiten Weltkriegs ein deutlich anderes Verhältnis zu Macht und Moral pflegt und zudem seit Langem sehr ernüchternde Erfahrungen mit der Integration arabisch-muslimischer Zuwanderer gemacht hat; andere Erfahrungen allemal als Deutschland, wo nach 1945 die Aufnahme von Millionen Heimatvertriebener – aber eben mit deutscher Muttersprache und verwandter kultureller Prägung – trotz nicht zu unterschätzender Konflikte letztlich erstaunlich gut gegangen war.

Der Zurückhaltung unserer Nachbarn im Osten gegenüber einer Zwangszuweisung von Migranten, deren politische Fluchtursachen nicht in allen Fällen über jeden Zweifel erhaben waren, par ordre de Berlin bzw. Bruxelles lagen ebenfalls historische Motive zugrunde. Schließlich handelt es sich von Polen über

Tschechien bis Ungarn um Länder, die aufgrund des vom „Dritten Reich“ entfesselten Weltkrieges jahrzehntelangen nationalen Souveränitätsverlust nebst kommunistischer Misswirtschaft zu erdulden hatten, Länder auch, die nach Kriegsende die verbrecherische Politik des Hitler-Staates zum Anlass genommen hatten, Millionen Deutsche auf ihrem bisherigen bzw. frisch annektierten Territorium brutal zu vertreiben, so dass aus jahrhundertalten ethnischen „Flickenteppichen“ Staaten größter nationaler Homogenität wurden. Eine neue DNA der „ethnischen Reinheit“, wie sie im Vertreibungsartikel XIII des Protokolls der Potsdamer Konferenz vom August 1945 am krassesten fixiert wurde, konnte sich infolgedessen wohl auch langfristig in die Gesellschaft der Staaten Ost-Mitteleuropas eingraben.

75 Jahre danach sind die langen Schatten des Zweiten Weltkrieges mithin noch allgegenwärtig, ausgerechnet auf einem Politikfeld, auf dem sich angesichts Hunderter Millionen potenzieller weiterer Migranten in unserer afrikanisch-arabischen Nachbarschaft die Zukunft Europas entscheiden wird. Will es sich behaupten, seine kulturelle Identität und seine politische Stabilität bewahren, wird man sich auf beiden Seiten des EU-Migrationsdiskurses bewegen müssen.

Die integrationspolitischen Problem-Verdrängungskünstler vor allem in Deutschland haben sich angesichts unserer vom Rechtspopulismus bereits schwer gezeichneten politischen Landschaften der Einsicht zu stellen, dass die Mutation des Asylrechts in ein Recht auf wilde (Wirtschafts-)Migration – zusätzlich zur breit akzeptierten Fachkräftezuwanderung – den liberalen Demokratien des Westens die politische Legitimation zu entziehen droht. Die Menetekel stehen längst an der Wand.

Das östliche Europa aber wird nur dann seine in der jüngeren Geschichte wurzelnde Scheu gegenüber einer – wenigstens etwas – größeren ethnischen Heterogenität überwinden können, wenn sich die Migrationspolitik der EU im Krisenbogen an ihren südlichen Grenzen endlich konsequent an verantwortungsethischen Kriterien orientiert und humanitäres Handeln in den Kontext einer entschlossenen gemeinsamen Außen-, Sicherheits- und Grenzschutzpolitik einbettet. Nur dann würde vielleicht auch in Ost-Mitteleuropa allmählich glaubhaft werden, dass die Beteiligung an einem EU-Verteilungsschlüssel für politische Asylanten und Kriegsflüchtlinge langfristig keine in der Größenordnung unkalkulierbaren Folgen haben müsste.

Sollten auf dem Weg zu einer gemeinsamen EU-Migrationspolitik 2020 nicht endlich überzeugende Schritte gelingen, könnte man sich auch jede Rede sparen, mit der an den Sonntagen des bevorstehenden Gedenkjahres wieder einmal wortreich die „Lehren aus der Geschichte“ von 1945 beschworen werden dürften.

Prof. Dr. Manfred Kittel ist Zeithistoriker und Politikwissenschaftler, von 2009 bis 2014 war er Gründungsdirektor der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung.

Hochrangige spanische Auszeichnung

Bei der diesjährigen Verleihung der *Prinzessin-von-Asturien-Preise* (Premios Princesa de Asturias), die 2019 zum 39. Male vorgenommen wurde, ist auch die Stadt Danzig ausgezeichnet worden. Beim entsprechenden Festakt, der traditionsgemäß im Teatro Campoamor in Oviedo stattfand, nahm Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz den Preis am Freitag, dem 18. Oktober, entgegen.

Der seit 1981 vergebene *Fürst-von-Asturien-Preis*, der auch gerne als „Spanischer Nobel-Preis“ bezeichnet wird, wurde 2014, nachdem Kronprinz Felipe zum König gekrönt worden war und seine Tochter, Prinzessin Leonor, den ersten Platz der spanischen Thronfolge eingenommen hatte, in *Prinzessin-von-Asturien-Preis* umbenannt. Er wird jeweils in den acht Kategorien Kunst, Geisteswissenschaften und Literatur, Sozialwissenschaften, Kommunikation und Humanwissenschaften, Eintracht, internationale Zusammenarbeit, wissenschaftliche und technische Forschung sowie Sport vergeben. Dabei können zu Preisträgern Einzelpersonen, Institutionen oder Gruppen aus der ganzen Welt gewählt werden, sofern sie durch ihren Lebenslauf bzw. ihre Zielsetzung und ihr Aktivitäten Entwicklungen in einem dieser Bereiche vorbildlich fördern.

Danzig wurde in der Kategorie „Eintracht“ (Concordia) bedacht, weil diese Stadt nach dem Urteil des Preis-Komitees in der Geschichte wie in der Gegenwart nachdrücklich für Solidarität, die Verteidigung der Freiheit und der Menschenrechte sowie für den Schutz des Friedens eingetreten sei. Bei dieser Auszeichnung dürften die Juroren gleichermaßen die überragende Bedeutung der Solidarność-Bewegung für die „Wende“ von 1989/1990 wie das politische, auf Ausgleich und Liberalität bedachte Wirken des



Emblem der Prinzessin-von-Asturien-Stiftung

langjährigen, 2019 ermordeten Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz im Blick gehabt haben. Danzig ist nach Berlin, das 2009 – 20 Jahre nach dem Mauerfall – ausgezeichnet worden war, die zweite Stadt unter den bisherigen Preisträgern. Die Vorgängerinnen bzw. Vorgänger der letzten vier Jahre sind der Hospitalorden des Hl. Johannes von Gott (2015), die SOS-Kinderdörfer (2016), die Europäische Gemeinschaft (2017) und im letzten Jahr die US-amerikanische Ozeanografin und Umwelt-Aktivistin Sylvia Alice Earle.

Die *Prinzessin-von-Asturien-Preise* sind mit 50.000 Euro dotiert. Aleksandra Dulkiewicz hat die Bürger der Stadt dazu aufgerufen, sich über die Verwendung der Gelder Gedanken zu machen. Daraufhin sind bislang bereits 1.200 Vorschläge im Rathaus eingegangen. Überdies erhalten die Laureaten jeweils ein Replikat einer von Joan Miró (1893–1983) geschaffenen Skulptur. Das für Danzig bestimmte Exemplar ist inzwischen eingetroffen und im Solidarność-Zentrum aufgestellt worden.

Peter Neumann



Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz bei der Verleihungszeremonie im Teatro Campoamor in Oviedo

FOTO: EFE NEWS AGENCY / ALAMY STOCK PHOTO

Notizen aus ... der Dreistadt

EINE „STADT DER FACHLEUTE“ Unter diesem Motto ist eine Kampagne zur noch besseren beruflichen Vor- und Ausbildung angelaufen. Sie soll dazu dienen, Schüler schon vor dem Beginn der eigentlichen fachlichen Ausbildung besser an die gewünschten Berufe heranzuführen. Das Projekt wird fast gänzlich aus EU-Geldern finanziert und umfasst ein Volumen von 65 Mio. Złoty. Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz erläuterte auf einer Pressekonferenz, dass diese Mittel vor allem der Infrastruktur der neun Mittel- und weiterführenden Berufsschulen der Stadt zugutekommen sollen. Schwerpunkte bilden zudem das mariti-

me Bildungszentrum sowie das Ausbildungszentrum für Automobil-Technik (Zespól Szkół Samochodowych).

ERWEITERTER FLUGPLAN Eurowings, eine der Tochtergesellschaften der *Deutschen Lufthansa*, hat einen regulären Liniendienst zwischen Düsseldorf und Danzig aufgenommen, und zwar fliegen die Maschinen vom Typ AIRBUS A-319 jeweils wöchentlich am Montag, Mittwoch, Freitag und Sonntag. Das Ticket für eine Strecke ist schon ab 129 Złoty (etwa € 35,-) erhältlich.

HYDROGRAF-17 Die Hafenverwaltung von Gdingen ist stolze Besitzerin eines neuen Spezialschiffs, das zu 85 % aus EU-Geldern finanziert worden ist. Es trägt den Namen HYDROGRAF-17, wurde von der finnischen Werft TYÖVENE OY in Uusikaupunki gebaut und ist danach in Gdingen durch weitere Ausrüstungs-



QUELLE: PORTALSTOCZNIOWY.PL

und Installationsarbeiten auf seine spezifischen hydrologischen Aufgabenbereiche vorbereitet worden. Es ersetzt das bisherige gleichnamige Fahrzeug, das nun nach 60-jährigem Einsatz in den wohlverdienten Ruhestand treten wird. Späterhin soll das Schiff in Elbing stationiert werden und seinen Dienst vor allem auf dem Frischen Haff versehen.

NOTRUF-HILFE Im Zuge eines städtischen Projekts erhalten Senioren kostenlos die Möglichkeit, im Notfall medizinische Hilfe

herbeizurufen. In sogenannte „intelligente Armbänder“ sind kleine Funksender eingebaut, durch die auf Knopfdruck eine Verbindung mit dem medizinischen Pflege- bzw. Notdienst hergestellt wird und die zugleich per GPS auch den Standort der Person erkennen lassen. Zudem sollen in den Armbändern einschlägige Kranken-Daten eingespeichert und im Notfall direkt mit übertragen werden.

BLUTSPENDE AM NIKOLAUSTAG Am 6. Dezember ist – wie schon in den Vorjahren – wieder eine festlich dekorierte und beleuchtete Straßenbahn durch die Stadt gefahren und hat unter dem Motto „Mach' Kranken ein Geschenk“ für einen karitativen Zweck geworben: In dem Waggon konnten Menschen an verschiedenen Stationen Blutproben entnehmen lassen, um zu erfahren, ob sie als Knochenmarkspender für an Blutkrebs erkrankte Kinder in Frage kämen.

BISCHOF UNTER DRUCK

Bereits vor einigen Wochen hatten sich vor der St. Ignatius-Kirche in Danzig-Ohra etwa 100 Katholiken versammelt, um gegen Erzbischof Sławoj Leszek Głódź zu protestieren. Ihrer Meinung nach hätte er sich nur unzureichend bemüht, die Probleme des Kindesmissbrauchs innerhalb der katholischen Geistlichkeit tiefgreifend aufzuklären. In diesem Zusammenhang wurde auch kritisiert, dass



Erzbischof Sławoj Leszek Głódź (Aufnahme aus dem Jahre 2010)

der Bischof bis heute nicht auf die neuerlichen massiven Vorwürfe gegen den 2010 verstorbenen, früher höchst angesehenen Priester Henryk Janowski (über die DW 2/2019 berichtete) reagiert hat. – Deut-



Wappen des Erzbischofs von Danzig seit 2008

ABBE: SAJÓR VIA WIKIMEDIA

lich erhöht hat sich dieser Druck durch eine Fernsehendung, die von TVN24 ausgestrahlt wurde und in der schwere Beschuldigungen gegen Leszek Głódź erhoben wurden:

Eine Reihe von Geistlichen berichtete davon, dass der Erzbischof seine Position dazu missbraucht habe, sie in ihren Tätigkeiten zu beschneiden, wenn nicht gar aus ihren Stellen zu drängen. Nachdem diese Zeugen sich allermeist anonym geäußert hatten, haben sich jetzt 16 Kaplanen aus dem Raum Danzig öffentlich zu Wort gemeldet und erklärt, dass sie die beklagten Missstände aufgrund eigener Erfahrungen bestätigen könnten. Zudem seien sie bereit, ihr Zeugnis auch vor dem Apostolischen Nuntius in Polen zu wiederholen. Schon in dem Fernsehbeitrag war allerdings darauf aufmerksam gemacht worden, dass Petitionen beim Apostolischen Nuntius bislang stets ohne jede Resonanz geblieben seien. *Peter Neumann*

Elbing

BITTE EINMAL PUSTEN! „Trzeźwy poranek“, ein „Nüchterner Morgen“ – dies ist das Motto einer Aktion, die von der Verkehrspolizei regelmäßig – und jüngst wieder am 2. Dezember – durchgeführt wird und darauf abzielt, die Sicherheit auf den Straßen der Stadt zu erhöhen und zu festigen. Bei ihrem Kampf gegen Alkohol und Drogen prüften die Beamten diesmal fast 400 Benutzer verschiedener Fahrzeuge und zogen dabei zwei alkoholisierte Personen im Wortsinne aus dem Verkehr.

SPUREN DER VERGANGENHEIT Bei den Arbeiten am Durchstich der Frischen Nehrung hat jetzt die Phase begonnen, in der das Gelände gesäubert und weiter vorbereitet wird. Dabei wurden bislang etwa 3.000 Gegenstände gefunden, darunter vor allem Überreste von den Militäreinsätzen während des Zweiten Weltkrieges: Munitionskisten, Granaten, Patronen und Fragmente anderer Gegenstände.

ERKUNDE DIE USA! Vera Partem, eine Konsulin der Vereinigten Staaten von Amerika, und Bożena Magdziak als Vertreterin der Konsular-Abteilung der US-Botschaft in Warschau haben in verschiedenen Schulen Veranstaltungen durchgeführt, in denen sie die Zuhörerinnen und Zuhörer einladen, sich für die USA zu in-

teressieren, und sie auch konkret über die Möglichkeiten eines eigenen Aufenthalts in diesem Lande zu informieren. Dabei erzählte Vera Partem auch von ihrer eigenen Geschichte: Sie wurde in Lemberg geboren, wanderte aber im Alter von zehn Jahren mit ihrer Familie in die USA aus. Damals konnte sie noch kein Wort Englisch sprechen. – Begleitet wurden die beiden Frauen von Marek Witkowski, der für den polnischen Zweig der CCUSA sprach. Hinter dieser Abkürzung verbirgt sich eine weltweit operierende Organisation, die für die amerikanischen Sommer-Ferienlager Betreuerinnen und Betreuer – Camp Counsellors (CC) – anwirbt und ausbildet. Immerhin verbringen jährlich zehn Millionen Kinder und Jugendliche ihre Ferien in solchen Sommer-Camps. Verständlicherweise nahm das junge Publikum diese Informationen begierig auf; denn es erschien ihm höchst verlockend, dass man dank einem J-Visum und einem Work & Travel-Programm, wie sie die CCUSA anbietet, in die Vereinigten Staaten reisen kann: Das Programm ermöglicht es, vom 25. Mai bis zum 25. September ins Land zu kommen, in diesen Monaten zunächst zu arbeiten und dann das verdiente Geld dazu zu nutzen, touristische Attraktionen zu besuchen und die freie Zeit zu genießen. *Lech Słodownik*

ERINNERUNGEN Im Rahmen des Projekts „Nasze tutaj“ [Unseres hier] wurde vom ZENTRUM DER EUROPÄISCHEN BEGEGNUNGEN ŚWIATOWID ein

halbstündiger Kurzfilm *Przychodźcy* [Ankömmlinge] gedreht, der am 13.11. im Kino des Zentrums uraufgeführt wurde. Dort äußern sich 13 Personen, die kurz nach der Eroberung von Elbing 1945 als Kinder oder Halbwüchsige mit ihren Familien hierher kamen. Geschildert werden die Beweggründe, aus denen heraus sie sich in dieser Stadt ansiedelten; sie sprechen über ihre ersten Eindrücke, die Suche nach einem Heim sowie die Ängste, Schrecken und Ungewissheiten, mit denen diese düstere Zeitspanne oft belastet war. Thematisiert werden auch Kinderspiele, die Einschulung, die allmähliche Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens oder der Berufseinstieg. Ein eigenes Kapitel bilden Kontakte mit den Deutschen, die noch in Elbing verblieben waren, wie sie sich beispielsweise zwanglos beim gemeinsamen Spielen ergaben. Darüber hinaus erinnern sich die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zuweilen auch daran, dass die von den Deutschen verlassenen Wohnungen, in die die Neusiedler einzogen, bewundernswert ordentlich und gepflegt waren, selbst wenn sie allem Anschein nach nur einfachen und wenig bemittelten Menschen gehört hatten. – Aufgrund des Films wurde zudem eine Route für Stadtpaziergänge konzipiert, auf der Besucher die Spuren der Neusiedler verfolgen können; und schließlich wurden zu diesem Thema für verschiedene Altersgruppen von Schülern auch noch Unterrichtsmaterialien entwickelt.

ENDSTATION WEIHNACHTEN



FOTO: STADTVERWALTUNG ELBING

Am Nikolaustag verkehrte auf der Strecke von der ul. Druska (ehem. Drausenweg) bis zur Ogólna (ehem. Thüringerweg)

eine historische, weihnachtlich geschmückte und hell erleuchtete Straßenbahn. Die Passagiere empfing ein Nikolaus, der an diesem Tag die für ihn sonst untypische Tram nutzte, ihnen Süßigkeiten und ein Weihnachtsbäumchen anbot und zum Andenken an die Fahrt einen besonderen Fahrschein ausgab.

BERLIN UND SALEM Das Aleksander-Sewruk-Theater hat zwei Neuinszenierungen in den Spielplan aufgenommen: zum einen das Musical *Cabaret* (1966), dessen Sujet sich von



FOTOS: JOANNA SZKOLNICKA

STREETART In der Unterführung der Lotnicza (ehem. Fliegerstraße) kann jetzt ein weiteres Kunstwerk im öffentlichen Raum besichtigt werden. Bei ihrem Bemühen, solche „Streetart“ weiter in das Stadtbild zu integrieren, hatte die Verwaltung einen Wettbewerb ausgeschrieben, den Marcin Czaja aus Krakau gewonnen hat. Der Künstler hat die Wände phantasievoll gestaltet und zeigt farbig-leuchtend die auf ihre wesentlichen Konturen reduzierten Wahrzeichen von Elbing wie die Enge Gasse, das Markttor oder die Marienkirche, wobei die Darstellungen zusätzlich durch schematisch dargestellte Figuren von Touristen und Einwohnern belebt werden.

Christopher Usherwoods Novelle *Goodbye to Berlin* (1939) über John Van Drutens Drama *I Am a Camera* (1951) bis zum Libretto von Joe Masteroff entfaltet hat; zum anderen das Theaterstück *Hexenjagd* von Arthur Miller aus dem Jahre 1953. Beide Stücke, für die jeweils ein sparsames, aber sehr aussagekräftiges Bühnenbild geschaffen wurde, lassen mit ihrem Bezug

auf den bedrohlich heraufziehenden Terror des Nationalsozialismus (*Cabaret*) bzw. auf die amerikanische Stadt Salem, die Ende des 17. Jahrhunderts von Misstrauen und Hysterie erfasst wurde (*Hexenjagd*), deutliche Analogien zu heutigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen erkennen. *Joanna Szkolnicka*

Marienburg

VEREIDIGUNG Am Marienburger Amtsgericht ist den Laienrichtern in Anwesenheit des Gerichtspräsidenten das Gelübde für die neue Amtszeit von 2020 bis 2023 abgenommen worden. 26 Laienrichter leisteten den Eid; darunter befanden sich vier, die das Amt zum ersten Male übernommen haben. Noch vor dem Jahresende werden die ehrenamtlichen Richter nun einen Vorstand wählen, der ihre Interessen gegenüber dem Gericht vertreten soll. Schöffen und Geschworene, deren Funktionen in der Verfassung verankert sind, bilden in Polen einen wesentlichen Faktor der Rechtsprechung.

VERTAGT Die Verwaltung hatte ein Paket von Vorschriften geschnürt, die auf eine Aufrechterhaltung und Verbesserung der Sauberkeit und Ordnung in der Stadt abzielen. Diese Regelungen fanden auf der entsprechenden Sitzung des Stadtrats allerdings keine Mehrheit, so dass dieses wichtige Thema nun 2020 von Grund auf neu verhandelt werden muss.



FOTO: TOMASZ SUKOWSKI

ZUGEBAUT Von dem Platz aus, an dem üblicherweise das Modell des Schlosses aufgebaut ist, schweifte der Blick der Touristen gerne zwischen dem miniaturisierten und dem originalen Bauwerk hin und her. (Diese Korrespondenz hat DW auf der Schlusseite der № 11/2017 eigens thematisiert.) Dieser Blick ist den Besuchern und Bürgern der Stadt aber durch den Bau eines großen Parkhauses genommen worden – was jetzt von vielen Freunden der Burg nachdrücklich bedauert wird.

SCHACHTURNIER Im Kultur- und Bildungszentrum der Lateinschule wurde die Schachmeisterschaft der Woiwodschaft Pommern im Schnellschach ausgetragen. Bei dieser Form steht den Spielern eine Bedenkzeit von mehr als zehn, aber weniger als 60 Minuten für alle Züge zur Verfügung. Sieger wurde Wojciech Putlak vom WDA-Club Lippusch (9,5 Pkt.), den zweiten bzw. dritten Rang belegten

Przemysław Kindler vom Danziger Club Korona (9,0 Pkt.) und P. Pazlak aus Neuteich. Beim anschließenden Mannschaftswettbewerb erreichten Korona den ersten, der WDA-Club Lippusch den zweiten und das Team aus Gdingen den dritten Platz. Das Gastgeberteam des Marienburger Kultur- und Bildungszentrums wurde Sechster. *Bodo Rückert*



FOTO: ALEXANDER KEINSCHRODT

Neumark

IN DER EHEMALIGEN evangelischen Stadtkirche auf dem Marktplatz sind in der Nachkriegszeit das Kino *Harmonia*, das auch als Veranstaltungsraum genutzt werden konnte, sowie ein Restaurant ein-

gerichtet worden. Dieses Gebäude umschließen seit August Bauzäune, weil es instandgesetzt, umgebaut und gründlich renoviert wird. Die Maßnahme, deren Mittelbedarf bei etwa 3,5 Mio. Złoty liegt, wird zu großen Teilen aus Geldern der EU finanziert. Sie umfasst zum einen die Erneuerung des Daches und der Fassaden, den Austausch der Fenster und Türen sowie den Abriss der Zwischendecke. (Dabei wurden inzwischen

übrigens Deckengemälde freigelegt, die bis dahin unter der abgehängten Decke verborgen waren. Das Denkmalamt steht jetzt vor der Aufgabe, die Gemälde zu restaurieren und in einer angemessenen Weise zu präsentieren.) Zum zweiten wird das Kellergeschoss erweitert, wodurch sich unter der Bühne zwei zusätzliche, mit sanitären Einrichtungen versehene Räume ergeben, die dann als Umkleidekabinen für Künstler genutzt werden können. Zum dritten sind umfangreiche Umbauten vorgesehen: Die Eingangshalle zum Kino- und Veranstaltungssaal wird erweitert, der Bühnenbereich erhält eine größere Fläche und ein Zentrum für die Tourismusinformation und die Kulturförderung findet ebenfalls Berücksichtigung. Hinzu kommen noch ein neues Treppenhaus und ein Personenaufzug; und



FOTO: RAFAL GROSCCH

nicht zuletzt werden alle Zugänge barrierefrei gestaltet. Zum vierten schließlich soll der Saal, dessen Akustik sich durch den Abriss der Decke deutlich verbessern wird, mit neuester, auch für 3D-Filme ausgelegter Projektor-Technik ausgestattet werden.

Die Hoffnung der Stadtväter, dass durch die Renovierung der Kirche das Interesse der Einwohner am Kulturleben wächst und die Institution auch auf das Umland ausstrahlt, ist sicherlich nicht unbegründet. Große Resonanz fand bereits eine Versteigerung der alten Kinossessel, und nun wurde auch schon die Idee geäußert, dass die vollständige technische Ausrüstung und weitere Erinnerungsstücke aus der früheren *Harmonia* gesammelt und in einem kleinen Museum zugänglich gemacht werden sollten.

Rafal Grosch

Thorn

FRÖSCHE IM ANFLUG



Das höchst renommierte internationale Filmfestival *Camerimage*, das 2018 noch in Bromberg veranstaltet worden war (darüber hatte *DW* 1/2019 berichtet), ist nach

längerer Zeit wieder nach Thorn zurückgekehrt. Hier fand es vom 9. bis zum 16. November 2019 im *Jordanki* und in einer Reihe anderer Spielstätten statt. Der besondere Zuschnitt des Festivals, das nun schon zum 27. Male durchgeführt worden ist, beruht darauf, dass sich sein Fokus auf die spezifischen Ansätze und Leistungen der Kameramänner und Kamerafrauen richtet. Auch in diesem Jahr bot das Programm viele Möglichkeiten, sich intensiv mit dem Stand und den Tendenzen des internationalen Kinos auseinanderzusetzen. Zu den Film-Präsentationen selbst traten noch etliche Workshops sowie Nachwuchswettbewerbe hinzu. Überdies wurde im ZENTRUM DER ZEITGENÖSSISCHEN KUNST eine Ausstellung eröffnet, die unter dem Haupttitel *Artuum Mobile* der „Welt von Saskia Boddeke und Peter Greenaway“ gewidmet ist. Diese Schau ist noch bis zum 1. März zugänglich. Während der Eröffnungsfeier am 9. November erhielten Danny DeVito, Peter Greenaway und Ewa Dałkowska Ehrenpreise für ihr Lebenswerk. Die regulären „Frösche“, die begehrten Festival-Trophäen,

gingen dann in Gold an Lawrence Sher (*Joker* von Todd Phillips), in Silber an César Charlone (*The Two Popes* [Die zwei Päpste] von Fernando Meirelles) und in Bronze an Vladimír Smutný (*Nabarvené ptáče* [Der bemalte Vogel] von Václav Marhoul). Frösche bilden auch ein wichtiges Motiv des Veranstaltungsplakats, das Piotr Jabłoński entworfen hat: Während es in der

allgemein bekannten Thorer Legende einem Vlissaken, einem Weichselflößer, gelingt, durch sein Geigenspiel die Bürger der Stadt von einer Frosch-Plage zu befreien, erscheint jetzt ein dynamischer, energiegeladener Kameramann über Thorn und bringt Frösche – nun als Symbol des Filmfests – wieder in die Stadt zurück.

DAS IMPERIUM WÄCHST Das nächste Bauvorhaben des umtriebigen Priesters Tadeusz Rydzyk, des Begründers von *Radio Maryja*, nimmt deutliche Konturen an. Am Stadtrand, in der Nähe der Ausfahrtstraße in Richtung Bromberg, entsteht das Museum „Gedächtnis und Identität“ (*Pamięć i Tożsamość*), das dem Andenken an Johannes Paul II. gewidmet ist. Es soll die Geschichte Polens von den Anfängen bis in die aktuelle Gegenwart hinein präsentieren und durch avancierte Mittel der Ausstellungsgestaltung intensiv erfahrbar machen. Besondere Akzente erhalten dabei die Rolle, die der inzwischen heiliggesprochene polnische Papst in der jüngsten Geschichte gespielt hat, sowie das selbstlose Engagement, mit dem sich polnische Bürger während des letzten Weltkrieges für verfolgte Juden eingesetzt haben. Als Direktor ist Pater Marian Sojka nominiert worden. – Das Museum findet seinen Platz zwischen dem auf Großartigkeit hin angelegten (und in *DW* 3/2019 ausführlich vorgestellten) Sanktuarium Marias, des Sterns der Neuevangelisierung, und der – ebenfalls von Tadeusz Rydzyk geleiteten – „Hochschule für Gesellschafts- und Medienkultur“. Der Bau soll im Jahre 2021 fertiggestellt werden und liegt gleichermaßen in der Verantwortlich-



FOTO: PIOTR OLECKI



Virtuelle Entwurfsskizze des Museums

keit des Kulturministeriums wie der Stiftung *Lux Veritatis*, als deren Geschäftsführer wiederum Pater Rydzyk fungiert, wobei die Stiftung das Gelände zur Verfügung stellt, die Gesamtkonzeption beisteuert und die Exponate einbringt, während der Staat die gesamte Finanzierung übernommen hat. Diese Konstruktion hat in Polen einige erregte Debatten ausgelöst, zumal die ursprünglich im Vertrag von 2018 zugesagten Mittel in Höhe von 70 Mio. Złoty schon kurze Zeit später von Kulturminister Piotr Gliński auf 117,7 Mio. Złoty aufgestockt worden sind.

Piotr Olecki

Kultur-Informationen aus dem »Land am Meer«

DEUTSCHER FILM

Vom 22. bis zum 28. November bot das Danziger Kino ŻAK Beiträge zum aktuellen deutschen Filmschaffen. Das Programm umfasste beispielshalber die *Kleinen Germanen*, einen Dokumentarfilm, der auch Zeichentrickelemente integriert und den Voraussetzungen nachspürt, unter denen sich Kinder im Umfeld rechtsextrem orientierter Familien entwickeln. Der Regisseur, Mohammad Farokhmanesh, wurde aufgrund dieses Films 2019 für die Vorauswahl des Deutschen Filmpreises nominiert. Des Weiteren lief Gregor Schnitzlers Fernsehfilm *Lotte im Bauhaus*. Dieser Beitrag zum Bauhaus-Jubiläum war von der ARD erstmals im Februar gesendet worden und hatte mit seiner Schilderung dieser eigenwilligen, avantgardistisch-kreativen Künstler- und Designer-Szene, in deren Mittelpunkt die zwar fiktive, aber an einem konkreten Vorbild entwickelte Figur der Lotte Brendel steht, bei einer breiten Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erregt. Große Resonanz fand nicht zuletzt auch die – ebenfalls in diesem Jahr uraufgeführte – turbulente Komödie *Goldfische*. In seinem ersten abendfüllenden Film bringt der in Teheran geborene Absolvent der Münchner Filmhochschule Alireza Golafshan den Yuppie Oliver (Tom Schilling), der infolge eines Unfalls plötzlich querschnittsgelähmt ist, in Kontakt mit einer Gruppe von Behinderten, mit denen er schließlich eine Schwarzgeld schmuggelnde „Gang“ bildet.

ÖSTERREICHISCHE KULTUR

Das Danziger Shakespeare-Theater zeichnete als Organisator für eine vielgestaltige Woche der österreichischen Kultur verantwortlich, die vom 29. November bis zum 7. Dezember veranstaltet wurde. Neben der Vorführung von Filmen wie *Das weiße Band* (2009) von Michael Haneke oder *Paradies: Liebe* (2012) von Ulrich Seidel stand ein Abend, der der österreichischen Dichtkunst gewidmet war; dabei ging es um das Schaffen von Thomas Bernhard (1931–1989), über das sich die Übersetzerin der Prosawerke und Theaterstücke ins Polnische, Sława Lisiecka, kundig und sensibel äußerte. Zu den Attraktionen dieser Kultur-Woche gehörten zudem das 2008 entstandene Drama *Rechnitz (Der Würgeengel)* von Elfriede Jelinek in der Inszenierung des Theaters TR WARSZA-



wia sowie ein Auftritt von *Liquid Loft*, der preisgekrönten, 2005 von Chris Haring gegründeten Performance-Compagnie aus Wien. Sie erprobt mannigfaltige Bereiche kultureller Ausdrucksformen – und ästhetischer Theorien –, bewegt sich zwischen allen Gattungen von bildender Kunst, musikalischem Theater,

ERINNERUNG AN EINE DUNKLE ZEIT

Am 8. Dezember wurde im Danziger St. Johannes-Zentrum das Musical *Kołąda Nocka* (sinngemäß etwa zu übersetzen als „Bettkanteneihnachtslied“) aufgeführt. Damit wurden Erinnerungen an den Winter vor 39 Jahren wachgerufen, genauer: an die Verhängung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1980; denn fünf Tage später, am 18.12., hatte damals *Kołąda Nocka* am Musiktheater von Gdingen ihre Premiere erlebt. Das Libretto hatte Ernest Bryll verfasst, die Musik stammte von Wojciech Trzciński, und die Regie hatte Krzysztof Bukowski über-

nommen. Dieses Stück war noch als Huldigung an die Solidarność-Bewegung konzipiert worden, deshalb bildete die Uraufführung zugleich die *Dernière*, denn weitere Produktionen wurden von den kommunistischen Behörden verboten. Da die jüngere Geschichte in dieser Bühnenkomposition somit deutliche Spuren hinterlassen hat, wird das Werk bis heute mit jener Zeit assoziiert; zudem sind einzelne Songs – wie der „Psalm der Schlange Stehenden“ (Psalm stojących w kolejce) – jedem Polen mittleren Alters noch geläufig.

GRÖNLAND-IMPRESSIENEN

Der dänische Fotograf Carsten Egevang ist von der Schönheit Grönlands fasziniert. Er bereist das Land seit zwei Jahrzehnten und hat mittlerweile entlegene Orte von berückender Schönheit entdeckt. Zudem beobachtet er die Tierwelt, insbesondere die arktischen Seevögel, und hält seine Eindrücke als Fotograf fest. Ergebnisse seiner dokumentarischen wie künstlerischen Bemühungen um die Bewahrung von Grönland und seiner bedrohten Natur konnten in einer Foto-Ausstellung betrachtet werden, die von der Galerie des Elbinger „Zentrums der europäischen Begegnungen Światowid“ bis zum 10. Dezember gezeigt worden ist.



MUSIKALISCHER HOCHGENUSS IM ADVENT

In der Vorweihnachtszeit hat sich seit einigen Jahren das vielbeachtete Danziger Festival der Alten Musik *Actus Humanus* fest etabliert. An verschiedenen Orten wie der Katharinenkirche, dem Altstädtischen Rathaus oder dem Artushof fanden die Konzerte diesmal vom 11. bis zum 15. Dezember statt und boten renommierten Solisten und Ensembles – von denen nur Paul McCreech mit der von ihm gegründeten Gruppe *Gabrieli Consort & Players*, Dominique Visse und das *Ensemble Clément Janequin* oder die Cembalistin Lilianna Ewa Stawarz genannt seien – die Möglichkeit, den in Polen wie international erreichten hohen Stand der heutigen historisch informierten Aufführungspraxis unter Beweis zu stellen. Dabei erklangen Kompositionen wie Bachs *Französische Suiten* oder Palestrinas *Hodie Christus natus est*, die allgemeiner bekannt sind, aber auch solche wie die Gambensonaten von Carl Friedrich Abel oder Johann Joseph Vilsmayrs Partiten für Solo-Violine (*Artificiosus Concertus*), die bislang vor allem das speziell an Alter Musik interessierte Publikum ansprechen dürften.

WEIHNACHTEN „VERARBEITEN“

Was geschieht, wenn wir uns den Kopf über die Organisation des Weihnachtsfestes oder über die langen Listen mit „Geschenk-Ideen“ zerbrechen; wie kann das menschliche Gehirn die Fülle von Informationen und Reizen verarbeiten, die in dieser Zeit auf uns einströmen – von aufdringlichen Weihnachtsliedern, die überall präsent sind, über die Flut von günstigen Sonderangeboten bis zum angespannten Warten vor den Ladenkassen? Antworten auf diese Fragen erhielten alle, die am 18. Dezember im Danziger HEVELIANUM dem Vortrag „Eine Neuro-Weihnachtsgeschichte“ des bekannten Neuro-Wissenschaftlers Dr. Wojciech Glac beiwohnten.

Joanna Szkolnicka

Deutsch Eylau – die „Perle des Oberlandes“

Impressionen von einem attraktiven Landstrich – und einem alten Sägewerk



Blick auf das Hotel „Stary Tartak“ und das Nordufer des Sees bis zur Stadtkirche

Niemand, der Westpreußen bereist, wird sich dem Reiz von Deutsch Eylau entziehen können, jener Stadt, die vom Deutschen Orden 1305 auf einer Halbinsel im Geserichsee angelegt worden ist und besonders malerisch vom Wasser umschlossen wird.



Die von 1317 bis 1325 errichtete (späterhin baulich erweiterte) Stadtkirche mit dem reich gegliederten Ost-Giebel des Chores

FOTOS: TILMAN ASMUS FISCHER



Die Rückfront des von 1910 bis 1912 tiefgreifend umgebauten neobarocken Rathauses aus dem 19. Jahrhundert sowie (r.) die neoklassizistische Stadthalle, die, noch im Ersten Weltkrieg begonnen, 1922 fertiggestellt wurde

U ngeachtet der schwerwiegenden Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg hat sich Deutsch Eylau seitdem wieder zu einer prosperierenden Kommune entwickelt und durchaus die nach 1945 getroffene Entscheidung gerechtfertigt, dass sie an Stelle von Rosenberg die Position der Kreisstadt einnehmen sollte.

Die wirtschaftliche Stärke beruht schon seit geraumer Zeit auch auf den reichhaltigen touristischen Angeboten, die der Naturraum des 27 km langen Geserichsees bietet. Angler, Kanuten und andere Wassersport-Begeisterte finden hier reiche Entfaltungsmöglichkeiten, auch wenn sie nicht unbedingt an den jährlich stattfindenden Schwimm-Wettbewerben oder Regatten teilnehmen. Die vor einigen Jahren neu errichtete Marina am Südufer des Sees bildet einen weiteren sportlichen (und gesellschaftlichen) Anziehungspunkt. Zudem lässt sich von dort aus über den Oberländischen Kanal sogar das Frische Haff und die Danziger Bucht erreichen.

Dass sich das Gebiet auch über gepflegte Spazier- und Waldwege erkunden lässt und Wanderer und Radfahrer ebenfalls auf ihre Kosten kommen, braucht wohl ebenso wenig hervorgehoben zu werden wie das Angebot an Tennisplätzen und anderen Sportanlagen. Bemerkenswert aber ist, in welcher großer Dichte Deutsch Eylau von historisch bedeutenden Orten und Städten sowie wichtigen Bauwerken und aufschlussreichen Erinnerungsstätten umgeben ist. Das nachfolgende Schema will allen an der Geschichte Westpreußens Interessierten hierzu nur einige Anregungen geben und beschränkt sich lediglich auf Ausflugsziele, die sich im Umkreis von weniger als 20 km befinden.

Die 1868 erbaute und 1994 wiederhergestellte Synagoge von Rosenberg



Rosenberg (Susz)

Ruine des Gutshauses, das von 1883 bis zu seinem Tode (1937) Elard von Oldenburg-Januschau als Sitz diente



Januschau (Januszewo)

Die Ruine der ehemaligen Burg des Domkapitels von Pomesanien



Schönberg (Szymbark)

Die neugotische Gemeindkirche



Raudnitz (Rudzienice)

Groß Bellschwitz (Białoszyce)



Schloss des Grafen von Brünneck

Groß Herzogswalde (Laseczno)



Die Pfarrkirche

Hansdorf (Ławice)



Gedenkstätte am und im Geburtshaus von Emil von Behring

Deutsch Eylau

Aus Messing gearbeitete Grabplatte des Großkomturs Kuno von Liebenstein († 1391) in der katholischen Pfarrkirche St. Thomas



Neumark

Löbau



Die katholische Pfarrkirche St. Anna

Lipp (Lipy)



Die Wallfahrtskirche der Heimsuchung der Jungfrau Maria



Blick in den Innenraum der St. Johannes-Kirche

Wer diesen „attraktiven Landstrich“ nun genauer für sich entdecken möchte, ist gut beraten, wenn er sich auf der Suche nach einer passenden Unterkunft auch mit dem „Alten Sägewerk“, dem *Stary Tartak*, vertraut macht. An dem Ort, an dem bis zum Ende des letzten Krieges das große Dampfsägewerk der FRANZ SCHLOBACH GMBH stand, ist vor einigen Jahren ein Viersternehotel entstanden, das seinen Gästen alle wünschenswerten Annehmlichkeiten bietet – und in seinem Namen die Erinnerung an die Vorgeschichte bewahrt. Von der Restaurant-Terrasse oder auch den zahlreichen Balkonen aus bietet es den Gästen wunderbare Ausblicke auf die Umgebung. Auch die abwechslungs- und ideenreiche altpolnische Küche des Chefs verdient Aufmerksamkeit. Hier genügt es, als Empfehlung einen Reisenden anzuführen, dem Westpreußen nicht nur wie seine eigene Westentasche vertraut war, sondern der auch über ein sicheres kulinarisches Urteil verfügte: Hans-Jürgen Schuch, der 2018 verstorbene Nestor der landsmannschaftlichen Arbeit für Westpreußen. Unser Elbing-Korrespondenz Lech Słodownik hat in seinem Nachruf verraten, dass Hans-Jürgen Schuch und er bei den gemeinsamen Fahrten auch „bewährte Gaststätten“ hatten, und berichtete in diesem Zusammenhang: „So lenkten wir in Deutsch Eylau unsere Schritte regelmäßig zum *Stary Tartak*, wo wir stets einen köstlichen Heringssalat bestellten.“ Aus eigener Erfahrung lässt sich ergänzen, dass dort neben dem Heringssalat auch eine Fülle anderer verlockender Gerichte angeboten wird.

■ Erik Fischer



Das Restaurant in einem früheren Nebengebäude des Sägewerks

FOTO: STARY TARTAK

DEN OBERLÄNDISCHEN KANAL STUDIERN



Die wenigsten Urlauber opfern einen ganzen Tag, um den Oberländischen Kanal bei einer gemütlichen Schifffahrt in seiner ganzen Länge kennen-zulernen. Die meisten von ihnen steigen, wenn sie von Elbing aus die fünf Geneigten Ebenen passiert haben, in Buchwalde aus. Dort erwarten sie dann Imbissstände sowie die Busse für die Rückreise – aber auch ein kleines Museum, auf das wir hier aufmerksam machen möchten.

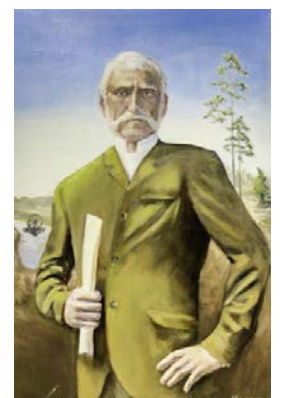


Die Maschinenhäuser aller fünf Ebenen sind prinzipiell auch für Besucher zugänglich. Das hier gezeigte von Buchwalde stammt aus dem Jahr 1913 und kann im Zusammenhang mit dem Museumsbesuch – und mit Erlaubnis des Maschinisten – besichtigt werden.



Unbestritten gehört für jährlich Abertausende von Touristen eine Fahrt auf dem Oberländischen Kanal zwischen Elbing und Osterode, sei es als Motorsportler oder Passagier eines Ausflugsbootes, zu einem der herausragenden Erlebnisse einer Reise durch das untere Weichselland. Um der Faszination für dieses einmalige, denkmalgeschützte Baudenkmal der Ingenieurskunst Rechnung zu tragen, wurde im Zuge der nach 150 Jahren ersten umfassenden Renovierung dieser Wasserstraße auch das kleine, 1998 eingerichtete Museum einer Neugestaltung unterzogen und darf sich nun im fünften Jahr seiner Wiedereröffnung einer großen Zahl interessierter Besucher erfreuen.

Das, was in der Übersetzung bescheiden als eine „Kammer“ für die Geschichte des Kanals titulierte wird, hat seinen Ort in einem modernen, einladenden Vorlaubenhäuser gefunden und besticht durch eine Fülle an Informationen und Exponaten. Bereits das lichte Treppenhaus bietet im Eingangsbereich Raum für eine Zeitleiste, die einen ersten Einblick in die geschichtliche Entwicklung gibt. Wer sich ernsthaft dieser Ausstellung zuwenden will, sollte genügend Zeit mitbringen. Umfassend sind die Erläuterungen – auch in deutscher Sprache –, die alles Wissenswerte über den Oberländischen Kanal seit seiner Planung im Jahre 1825 erzählen. Anschaulich wird beschrieben, wie wirtschaftliche Interessen dieses Vorhaben forcierten, die Infrastruktur gefördert wurde und erst später touristische Belange an Bedeutung gewannen. Dabei wird aufschlussreicherweise deutlich, dass es auch damals, nicht anders als heute, galt, massive Interessenskonflikte zu lösen, wenn etwa die Gutsbesitzer aus Sorge um die Bodenbeschaffenheit ihrer Ländereien heftig protestierten und das Projekt zu hintertreiben suchten.



Da bislang kein Porträt des Kanal-Erbauers Georg Jakob Steenke (1801–1884) bekannt gewesen ist, hat das Museum 2014 einen Wettbewerb ausgeschrieben und dazu aufgefordert, sich ein Bild von dieser Persönlichkeit zu machen. Das ausgestellte Gemälde stammt von dem Preisträger Adam Chmielewski.

hörens-, sehens- und wissenswert

GÜNTER GRASS-HAUS

Mi, 8. Januar, 19.30 Uhr Vortrag Marina und Herfried Münkler: „**Das Treffen in Telgte**“ und „**Tyll**“ – **Dichtung und Wahrheit** (Günter Grass-Haus, Glockengießerstraße 21, 23552 Lübeck – grass-haus.de)

KULTURGESCHICHTLICHES MUSEUM OSNABRÜCK

Di, 14. Januar (auch Di, 11. 2., sowie an späteren Terminen), 19.00 Uhr Forum „**Kriegskinder und Kriegsenkel**“ (Kulturgeschichtliches Museum, Lotter Straße 2, 49078 Osnabrück – museumsquartier-osnabrueck.de)

KOMÖDIE WINTERHUDER FÄHRHAUS

Mo, 20. Januar, 19.30 Uhr Steffen Möller präsentiert sein Buch „**Weronika, dein Mann ist da!**“ (Theater Hamburg – Komödie Winterhuder Fährhaus, Hudtwalckerstraße 13, 22299 Hamburg – komoedie-hamburg.de)

ALEKSANDER-BRÜCKNER-ZENTRUM FÜR POLENSTUDIEN · HALLE (SAALE)

Di, 21. Januar, 16.15 Uhr Robert Traba (Allenstein) und Adam Krzemiński (Warschau): **Deutsch-polnische Erinnerungsorte aus kritischer Distanz**, Ort: Literaturhaus Halle, Bernburger Str. 8, 06108 Halle (Saale) (Aleksander-Brückner-Zentrum – aleksander-brueckner-zentrum.org)

OSTPREUSSISCHES LANDESMUSEUM

Di, 21. Januar, 18.30 Uhr Vortrag Dr. Uwe Naumann: **Die Familie Mann und das Meer** (OL, Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg – ostpreussisches-landesmuseum.de)

MITTELRHEINISCHE GESELLSCHAFT ZUR PFLEGE DER KUNST

Mi, 22. Januar, 17.00 Uhr Vortrag Prof. Dr. Gerd Weiß: **Auf den Spuren der Backsteingotik nach West- und Ostpreußen**, Ort: Casino-Gesellschaft, Friedrich-Straße 22, 65185 Wiesbaden (mittelrheinische.de)

SIMPLICISSIMUS-HAUS · RENCHEN

Mi, 22. Januar, 20.00 Uhr Autorenlesung Artur Becker: „**Drang nach Osten**“, Moderation: Gerwig Epkes (SWR) (Simplicissimus-Haus, Hauptstr. 59, 77867 Renchen – simplicissimushaus.de)

DEUTSCHES POLEN INSTITUT

So, 26. Januar, 17.00 Uhr **Polenlese. Literarische Abende im Schloss: Bruno Schulz**, Ort: 2. OG. Karl-Dedecius-Saal, Zugang über den Karolinenplatz/Wallbrücke (DPI, Residenzschloss, Marktplatz 15, 64283 Darmstadt – www.deutsches-polen-institut.de)

GASTEIG MÜNCHEN

Di, 28. Januar, 10.30 Uhr Bildpräsentation von Dr. Falk Bachter: **Posen und Thorn – Glanztlichter polnischer Städtebaukunst**, Ort: EG, Raum 0117 (Gasteig München GmbH, Rosenheimer Straße 5, 81667 München – gasteig.de)

EUROPA UNIVERSITÄT VIADRINA FRANKFURT (ODER)

Di, 4. Februar, 16.15 Uhr Buchpräsentation Dr. Clara Fryszacka: „**Zeitschriften. Die (historische) Zeit, die (semiperiphere) Moderne und die (Massen) Presse im geteilten Polen 1880–1914**“, Ort: Logenhaus, Logenstraße 11, Raum 101/102 (Viadrina, Große Scharrnstraße 59, 15230 Frankfurt/Oder – europa-uni.de)

URANIA BERLIN

So, 16. Februar, 11.00 Uhr Vortrag, Film und Diskussion: **Kampf um die deutsche Schuld: Der Historikerstreit [1985–88]**, aus der Reihe: Hannes Heer: „Der Skandal als vorlauter Bote - Die großen deutschen Geschichtsdebatten“ (Urania Berlin e. V., An der Urania 17, 10787 Berlin – urania.de)



FOTOS: URSULA ENKE



Auch in diesem Museum wird besonderes Augenmerk darauf gerichtet, das Interesse der Kinder in angemessener Weise zu wecken.

Auf der anderen Seite ist es das Anliegen der Museumsmacher, dem Besucher sachgerecht, doch vor allem verständlich die technischen Konstruktionen und ihre Funktionen zu erklären – durch Texttafeln, Zeichnungen und zahlreiche detailgetreue Modelle. Ein funktionstüchtiges Modell der Geneigten Ebene von Buchwalde, das den gesamten Arbeitsablauf bei einem Transportvorgang veranschaulicht, wird nicht zuletzt auch Kinder begeistern. Der Wasserstandsanzeiger, ein beliebtes Fotomotiv der Ausflügler, das zum Symbol der Geneigten Ebenen, der Hellinggen, wurde, erfährt nun eine profunde Erklärung; und selbst die Frage, wie eine Antriebsmaschine funktioniert, wird ebenso erschöpfend beantwortet wie diejenige zur Charakteristik und Bestimmung verschiedener Stützrollen und -räder.

Neben allen sachlichen Informationen weiß eine Diashow den Blick für die ästhetische Schönheit der technischen Einrichtungen und Abläufe zu schärfen. Dass im Erdgeschoss zudem ein eigener Medienraum für Filmpräsentationen eingerichtet worden ist und darüber hinaus den Besuchern ein Audio-Guide angeboten wird, zeugt von einem großen Interesse des Besitzers, der regionalen Wasserbehörde *Wody Polskie* in Danzig. Nicht verschwiegen werden sollte, dass im Hintergrund ein Verein der Freunde des Oberländischen Kanals (NAVICULA) höchst engagiert und mit eigenen Ausstellungen wirkt, der dadurch dazu beiträgt, dass ein Besuch dieses kleinen Museums, dieser „Kammer“, äußerst lohnenswert ist.

 Ursula Enke

EINLADUNG ZU SONDER- AUSSTELLUNGEN

... im unteren
Weichsel-
land



DANZIG Was hatten Rauchpfeifen mit der Gesundheitspflege zu tun? Was war die Danziger Wasserkunst? Was sagt das Skelett eines gewissen Gotthilf Bergemann über den Gesundheitszustand der Danziger im 18. Jahrhundert aus? Das und viel mehr erfährt man von der Sonderausstellung *Zdrowie i higiena w dawnym Gdańsku* [Gesundheit und Hygiene im alten Danzig], die das Archäologisch-Historische Museum bis zum 14. Juni präsentiert. Dabei werden rund 200 historische Objekte – von Kämmen und Zahnbürsten über Nachttöpfe und Brillen bis zu Apothekengeschirr, Knochenspritzen und chirurgischen Geräten – gezeigt. Zudem verdeutlichen Tafeln, wie im alten Danzig das Wassersystem funktionierte und wo die Hospitäler errichtet wurden. Ergänzt wird die Ausstellung um einen Zeichentrickfilm über die frühere Heilkunst sowie – vor allem für junge Besucher – ein Drag-and-Drop-Spiel mit dem Titel: „Mach den Schmutzfink sauber“. → archeologia.pl

DANZIG Dass die Orientierung an künstlerischen Traditionen und bereits erprobten Konzeptionen nicht notwendigerweise mangelnde Originalität hervorruft oder gar zu Epigonalität führt, veranschaulicht die Ausstellung *Sztuka w dwudziestoleciu międzywojennym. W stronę tradycji* [Kunst in den 20 Jahren der Zwischenkriegszeit. In Richtung Tradition] im Nationalmuseum. Dort werden Kunstwerke und Kunstgewerbe-Erzeugnisse der 1920er und 1930er Jahre gezeigt, deren Urheberinnen und Urheber sich von avant-

gardistischen Innovationen der Zeit entfernt hielten und nach alternativen Wegen suchten. Die Werke der polnischen Künstlerinnen und Künstler stammen aus unterschiedlichen Museen und Privatsammlungen. Sie umfassen beispielsweise Arbeiten von Zofia Stryjeńska, die sich von der heimatischen Folklore inspirieren ließ, von Tadeusz Makowski, der sich seine Vorbilder in Paris suchte; wo er seit 1908/09 lebte, und sich dort für die Maltechnik und Ästhetik Paul Cézannes begeisterte; oder von der in ihrer Zeit berühmten Art-Déco-Vertreterin Tamara Łempicka. Die Ausstellung läuft bis zum 15. März. → www.mng.gda.pl

DIRSCHAU Im *Centrum Konserwacji Wraków Statków*, dem Zentrum zur Restaurierung von Bootwracks, das in DW 4/2019 vorgestellt worden ist, findet sich unter den Exponaten auch die *OPTY*, die Yacht, mit der Leonid Teliga von 1967 bis 1969 die Welt umsegelte. Nun ist in dem nur wenige Schritte entfernten Weichsel-Museum (Muzeum Wisły) bis zum 28. Juni eine Ausstellung zu sehen, die unter dem Haupttitel *Płynę na OPTY* [Ich fahre mit der OPTY] diese Fahrt in den Blick nimmt. Der Treibanker, das Nebelhorn, der Schalltrichter, die Bootsmannsbank, das Logbuch, die persönliche Habe und andere Gegenstände veranschaulichen die einsame Reise und geben einen Eindruck von der bewundernswerten Leistung sowie der Motivation des Skippers. → www.nmm.pl

DARMSTADT Das Deutsche Polen-Institut zeigt noch bis zum 17. Januar die Ausstellung *Bartoszewski 1922–2015. Widerstand – Erinnerung – Versöhnung*. Sie führt entlang der drei im Titel genannten Leitbegriffe durch das Leben von Władysław Bartoszewski. In seiner Biografie spiegeln sich Schattenseiten und Hoffnungsschimmer der miteinander verwobenen deutsch-polnisch-jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert. Zugleich erzählt die Ausstellung vom Widerstand des frei denkenden Menschen gegen jede Form von Unterdrückung. Diese Wanderausstellung ist in Darmstadt um eine weitere Abteilung zum „Kulturdialog Bartoszewski-Dedecius“ ergänzt worden. (DPI, Residenzschloß, Marktplatz 15, 64283 Darmstadt) → deutsches-polen-institut.de

... im
deutschen
Sprachraum



ERDING Seine Beschäftigung mit den „Heimatvertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in Stadt und Landkreis Erding“ stellt das Museum der Stadt unter den vielsagenden Haupttitel *Vom Gehen (müssen) und Ankommen (dürfen)*. Den Anlass für die Sonderausstellung, die noch bis zum 31. Mai läuft, hat das 70-jährige Bestehen der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Kreisgruppe Erding, geboten. Veranschaulicht werden die damaligen Vorgänge an zehn detailliert recherchierten Biografien von Heimatvertriebenen, die in Stadt und Landkreis Erding um 1945 eine neue Bleibe fanden. Zudem zeugen zahlreiche Objekte, darunter viele Leihgaben, vom Leben in der

alten Heimat und dem Wenigen, was bei Flucht und Vertreibung mitgenommen werden konnte; alte Trachten vermitteln Eindrücke von früherer kultureller Vielfalt. Dokumente der behördlichen Verwaltung aus dem Stadtarchiv, der Notunterbringung und des sozialen Wohnungsbaus sowie der Bildung von landsmannschaftlichen Vereinigungen geben schließlich einen differenzierten Überblick über die – letztlich erfolgreich gelösten – Probleme des „Ankommens“. (Museum Erding, Prielmayerstr. 1, 85435 Erding) → museum-erding.de

FRANKFURT AM MAIN Unter dem Titel *Weltenbewegend. Migration macht Geschichte* widmet sich das Weltkulturen Museum den vielschichtigen Formen des Kulturtransfers. Auf der ganzen Welt sind und waren Menschen in Bewegung. Mit ihnen wandern auch Lebensstile, Sprachen, Musik, Kunst und Handwerk. Vieles, was für eine Kultur als „authentisch“ gilt, erweist sich auf den zweiten Blick als „Import“. Ausgehend von den eigenen Sammlungen greift das Weltkulturen Museum assoziativ Fragen auf, die zeigen, wie die verschiedenen Kulturen der Welt schon seit jeher im Austausch stehen. Dabei eröffnet sich die Möglichkeit, Migration nicht nur als Problem, sondern vielmehr auch als wichtigen Motor für neue Wege des Zusammenlebens in einer sich ständig verändernden Welt zu betrachten. (Weltkulturen Museum, Schaumainkai 29-37, 60594 Frankfurt am Main) → weltkulturenmuseum.de

Preußen – Faszinosum und Skandalon

Ein Sammelband dokumentiert die kontroversen deutschen Debatten

Auch wenn auf dem Cover der Name dieses Staates als erstes ins Auge fällt: Dieses Buch handelt nicht von Preußen, zumindest nicht unmittelbar. Das Mittelbare, nicht die „Sache selbst“, sondern die verschiedenen Standpunkte, die zu ihr eingenommen wurden und werden, sind sein eigentliches Thema. *Preußen – Deutsche Debatten 18.–21. Jahrhundert* stellt solche Standpunkte aus vier Jahrhunderten neben- und gegeneinander, es vereint Einblicke in die Vorstellung preußischer Amtsträger von ihrem Staat sowie die ganze Spannweite rückblickender Einschätzungen und Urteile über das Phänomen Preußen, die Literaten und Historiker hervorgebracht haben.

Herausgegeben wurde diese ambitionierte und opulente Anthologie von Hans-Jürgen Bömelburg, dem Träger des Westpreußischen Kulturpreises 2019, und Andreas Lawaty. Beide sind Osteuropa-Historiker und befassen sich schwerpunktmäßig mit der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Am Anfang der von den beiden Herausgebern ausgewählten Quellentexte steht das „Politische Testament“ von Preußenkönig Friedrich II. aus dem Jahre 1768. Die von den Texten gezogene Linie führt dann weiter durch verschiedene Phasen preußischer Geschichte und Nachgeschichte bis zu den teilweise immer noch heftig geführten Auseinandersetzungen der Gegenwart. Weit mehr als nur ein ausführliches Vorwort ist die Einführung der Herausgeber, die sich bereits auf fast einhundert Seiten ausdehnt. Sie liefert ein Koordinatensystem, das die einzelnen Quellentexte einzuordnen hilft, indem sie die gesamte historische Wegstrecke im Voraus schon einmal schnellen Schrittes erkundet. Danach könnte es sich durchaus auch empfehlen, die Route einfach im eigenen Tempo wieder rückwärts zu gehen, sprich: die Texte gegenläufig zur Chronologie zu lesen, von den jüngeren zu den älteren.

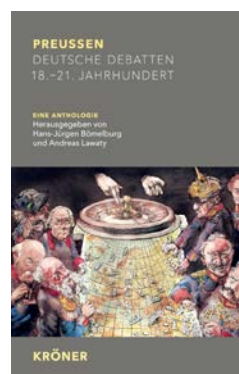
Preußen – Deutsche Debatten 18.–21. Jahrhundert macht es niemandem leicht. Viele der im Buch zusammengestellten Texte waren Ausgangspunkte von Kontroversen oder können als deren Dokumentation verstanden werden. Preußen-Verehrer sehen sich hier mit vielen kritischen Perspektiven konfrontiert. Damit sind keineswegs nur die Ergebnisse der neueren Geschichtswissenschaft gemeint. Heinrich Heines Kritik am Staate Preußen ist noch vertraut, dass aber Theodor Fontane schrieb, Preußen sei eine Lüge gewesen, und damit die Künstlichkeit dieses Staatsgebildes unterstrich, dürfte weniger bekannt sein. Doch auch Preußen-Verächter dürfen hier vieles lesen, das einer Verkürzung dieser Geschichte auf Militarismus und Obrigkeitsstaat zuwiderläuft. Nicht zuletzt die nach dem Zweiten Weltkrieg auch von den Alliierten vertretene These, wonach das strikte preußische Law-and-Order-Prinzip direkt den Nationalsozialismus vorbereitet habe, erscheint heute kaum noch haltbar. Schon früh einer Ein-

ordnung als Verehrer oder Verächter Preußens entzogen hat sich der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler mit einem Beitrag aus dem Jahr 1979, der in der Anthologie ebenfalls abgedruckt ist. Wehler forderte damals eine kritische Distanz zu beiden Tendenzen ein und stellte fest: „Verklärung und Verteufelung führen gleichermaßen in die Irre.“

Wichtiger als solche eindeutigen Urteile ist ohnehin das Bewusstsein von der vielfältigen Instrumentalisierung des Andenkens an die preußische Geschichte, von der die Führung des nationalsozialistischen Deutschen Reiches in der Tat intensiv Gebrauch gemacht hat, man denke nur an den „Tag von Potsdam“ im Jahre 1933, mit dem Goebbels ganz bewusst eine Kontinuität zwischen dem „Zweiten“ und dem „Dritten Reich“ inszenierte. Seit der „Preußenwelle“ um 1980, als es in Berlin West wie Ost große Preußen-Ausstellungen gab, sind immer wieder Bedenken formuliert worden, wenn neue Formen der Bezugnahme auf Preußen erkennbar wurden. Im Falle des Humboldt-Forums, der gerade entstehenden Kopie des preußischen Stadtschlusses in Berlin-Mitte, konnte ein sich nach und nach abzeichnendes Nutzungskonzept als Weltkulturen-Museum zumindest politische Vorbehalte einigermaßen ausräumen. Bei der ebenfalls beabsichtigten Rekonstruktion der Potsdamer Garnisonkirche ist die Diskussion in vollem Gange. Mit einem wortgewaltigen Widerspruch zu diesem Vorhaben, den der Theologe und Journalist Christoph Dieckmann formuliert hat, endet dann auch die Debatten-Anthologie von Bömelburg und Lawaty.

Eine allgemeine, breite Leserschaft hat in *Preußen – Deutsche Debatten 18.–21. Jahrhundert* möglicherweise gewisse Hürden zu nehmen, denn trotz der äußerst hilfreichen Einführung durch die Herausgeber sind einige der enthaltenen Texte ziemlich voraussetzungsreich. Auch daran, dass geschichtswissenschaftliche Fachbegriffe wie „Teleologie“ (die Annahme, dass geschichtliche Prozesse auf ein Ziel gerichtet sind) oder „borussische Gesinnung“ (ein preußischer Patriotismus, der Preußen als Keimzelle der deutschen Nation sah) unerläutert bleiben, sollte man sich nicht zu sehr stören. Eine begleitende Kommentierung oder ein Glossar wäre hier sicher sinnvoll gewesen. Die Bezeichnung „Anthologie“ aber verdient diese Veröffentlichung voll und ganz: Sie ist ein kompaktes und zugleich vielschichtiges (Hand-)Buch, eine umsichtige Sammlung von Schlüssel-Texten, das man zum Thema Preußen immer wieder zurate ziehen kann und wird.

■ Alexander Kleinschrodt



Hans-Jürgen Bömelburg /
Andreas Lawaty (Hrsg.)

**Preußen –
Deutsche Debatten
18.–21. Jahrhundert.
Eine Anthologie**

Stuttgart: Kröner, 2018; 600 S.,
Hardcover, € 29,90
ISBN 978-3-520-91001-1

Der Hochmeisterpalast auf der Marienburg

Zu einer aktuellen, hervorragenden Erschließung des bedeutenden Bauwerks

Nach einem Einleitungskapitel, in dem der Forschungsstand und die Forschungsmethode dargelegt werden, wird in Kapitel 2 der ältere Hochmeisterpalast untersucht.



Blick ins Buch

Die Marienburg, deren größte historische Bedeutung darin bestand hat, dass sie von 1309 bis 1457 Haupthaus des Deutschen Ordens in Preußen gewesen ist, war und ist schon seit längerem immer wieder Gegenstand größerer und kleinerer Forschungsarbeiten, aber auch populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen gewesen. Das gilt sowohl für die politische Geschichte als auch für die Bau- und Kunstgeschichte.

Hier vorzustellen ist ein in jeder Hinsicht großes Werk eines Kunsthistorikers, der auch die politische Geschichte in starkem Maße berücksichtigt hat. Sein Verfasser, Christof Herrmann, hat sich seit vielen Jahren an den Vorarbeiten zum Forschungsgegenstand des vorliegenden Buches beteiligt. Mit seinem bisher bedeutendsten Werk über *Mittelalterliche Architektur im Preußenland. Untersuchungen zur Frage der Kunstlandschaft und -geographie* hat er sich im Jahre 2005 an der Universität Greifswald habilitiert und seine damaligen Ergebnisse zwei Jahre später (ebenfalls im Imhof-Verlag) in einem Folianten von über 800 Seiten der Allgemeinheit vorgestellt. Der jetzt vorgelegte Foliant ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft vier Jahre lang gefördert hat. Das hat es dem Verfasser, der hauptberuflich einen Lehrstuhl an der Universität Danzig versieht, möglich gemacht, seine Forschungen in enger Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Berlin durchzuführen.

Blick ins Buch

Das war nötig, denn jeder, der die Geschichte der Marienburg nur etwas kennt, weiß, dass zwischen dem Einzug der Ordensleitung und den Anfängen des Hochmeisterpalastes, wie wir ihn heute kennen, eine zeitliche Lücke von etwa sieben Jahrzehnten klafft. (Hier wie in den folgenden Kapiteln wird den Darlegungen zur schnelleren Orientierung jeweils auf dunkelrotem Papier eine Zusammenfassung vorangestellt.) Aus archäologischen Gründen wird in diesem Kapitel gezeigt, dass etwa im Gegensatz zur Historienmalerei des 19. Jahrhunderts der Bau des ersten Hochmeisterpalastes erst in der Zeit von Hochmeister Luther von Braunschweig (1331–1335) auf der baulichen Grundlage der vorherigen Vorburg vom

Ende des 13. Jahrhunderts errichtet worden ist. Auch der Große Remter mit den drei seine Decke tragenden Säulen ist etwa zur selben Zeit entstanden wie der erste Hochmeisterpalast und gehört damit zur selben Ausbaustufe der Residenz. Hier hat es später keine Umbauten gegeben.



Umbauten haben demgegenüber Ende des 14. Jahrhunderts den eigentlichen Hochmeisterpalast erfasst und haben ihm das Aussehen gegeben, wie es sich nach zwei Jahrhunderte langen Restaurierungsbemühungen für den heutigen Besucher darbietet. Das wird in den folgenden Kapiteln untersucht. In Kapitel 3 geht es um die Datierung und damit um die Baugeschichte des neuen

Hochmeisterpalastes. Da es für die entscheidenden Jahre nur wenige schriftliche Quellen gibt, waren hier besonders bauarchäologische Beobachtungen wichtig. Da im Dach sich noch viele Hölzer fanden, die im Winter nach dem Tode des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1382/83) gefällt worden waren, ergab sich der Schluss, dass gegen Ende seiner langen Amtszeit eine Reihe von Erkenntnissen und Erfahrungen zusammengekommen war, aus denen heraus sorgfältige Planungen für den großartigen Erweiterungsbaue der Residenz abgeleitet worden waren, so dass nun mit dem Umbau begonnen werden konnte. Abgeschlossen wurde der Umbau in den ersten Regierungsjahren des Hochmeisters Konrad von Jungingen, wofür es auch einige Rechnungen als ergänzende Quellen gibt. Davor hat es eine Unterbrechung des Bauens gegeben, wofür keine Erklärung angeboten wird.

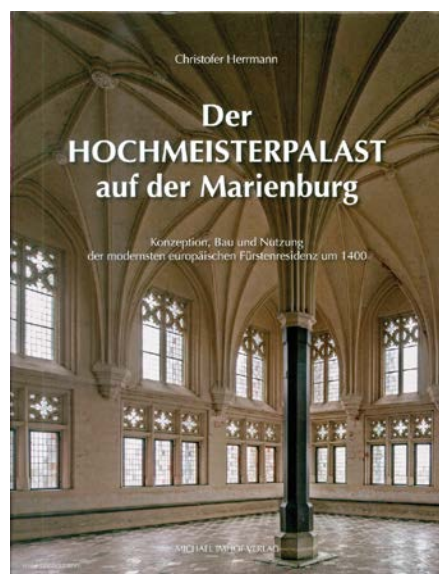
Nach einer kürzeren Darstellung der baulichen Veränderungen der von Luther von Braunschweig gegründeten Hochmeisterkapelle folgt auf fast 100 Seiten eine ausführliche Beschreibung der Fassaden und Innenräume in ihrer jetzigen Gestalt. – Nicht nur den Kunst- und Architekturhistoriker wird das anschließende Kapitel – das sechste – besonders interessieren, in dem „Nutzungsbereiche und Raumfunktionen“ untersucht werden. Das Ziel war, möglichst für jeden Raum dessen Zweck zu ermitteln. Außer den architektonischen und schriftlichen Quellen war die Annahme einer sinnvollen Planung dafür Grundlage. In der Darstellung werden die vier Ebenen von unten nach oben gezählt. Danach sind in Ebene 4 die Repräsentationsräume wie Sommerremter und Winterremter. Auch die Wohnung des Hochmeisters findet sich hier. In Ebene 3 sind die Räume für die Großgebietiger, wenn sie zu Beratungen geladen wurden. In den unteren Ebenen 1 und 2 befinden sich die Räume für die Kanzlei und alles, was für deren Tätigkeit nötig war. Es werden Ausführungen zum Wohnkomfort gemacht, dazu gehören das berühmte Heizungssystem der Ordensresidenz, aber auch Toiletten und fließendes Wasser. Behandelt werden auch die Räumlichkeiten für Diener sowie weitere Zugänge wie Flure und Treppen. Zusammengefasst wird das alles in Kapitel 7, in dem die hierarchische Struktur des Hochmeisterpalastes gezeigt wird. Sie ist an den unterschiedlichen Raumhöhen zu erkennen. Ebene 4 mit dem Sommerremter ist am höchsten, während die Kanzleiräume der Ebenen 1 und 2 wesentlich niedriger sind.

Die Ausmalung des Hochmeisterpalastes und die Ausstattung des Gebäudes mit Bauplastik sind schon zuvor regelmäßig beachtet worden und werden nun im nächsten Kapitel systematisch behandelt. Um sodann die Einzigartigkeit dieses Baudenkmals deutlich zu machen, werden zum Vergleich andere Bauten betrachtet. Bei der Frage nach Auftraggeber, Architekt und Werkleuten wird nochmals die Bedeutung der Hochmeister Luther von Braunschweig und Winrich von Kniprode herausgestellt. Während die Bauten der Jahre 1331–1335 in der Tradition des preußischen Burgenbaus gesehen werden, wird dann mit Meister Johann eine Persönlichkeit vorgestellt, die von Winrich von Kniprode den Auftrag übernommen und bis zur Vollendung geleitet hat, ehe er danach an die Ordensburg Bütow weiterging. Meister Johann wird mit seinen Leistungen gewürdigt, die dem

Hochmeisterpalast seine Einzigartigkeit gegeben haben. Zu seiner Biographie ließ sich wahrscheinlich machen, dass er um oder vor 1350 geboren wurde, in Böhmen gelernt und in den 70er Jahren auf der bischöflichen Burg Arensburg auf Ösel gearbeitet hat, ehe er 1380 nach Marienburg kam. Er wird wie etwa Peter Parler zu den bedeutendsten Baumeistern seiner Zeit gerechnet. Er hat eine Vielzahl von Steinmetzen beschäftigt, die zu organisieren allein schon eine große Leistung war.

Vorgestellt werden überdies der Hofstaat des Hochmeisters mit den vielfältigen Aufgaben seiner um 1400 über 100 Mitglieder sowie die Besucher unterschiedlichsten Ranges. Die herrschaftliche Repräsentation für Politik und Verwaltung ist ein weiteres Thema. Schließlich erfolgt ein Abgleich, inwieweit Elemente ritterlich-höfischer Kultur vor allem weltlicher Fürstenhöfe das Leben im Hochmeisterpalast bestimmt haben könnten. Die Vorschriften eines geistlichen Ritterordens haben dem enge Grenzen gesetzt. – Angesichts der geschilderten Forschungsergebnisse und deren umsichtiger Präsentation haben wir somit ein hervorragendes, seinem bedeutenden Gegenstand angemessenes Werk vor uns, das mit seinen oft ganzseitigen Abbildungen höchst ansprechend ausgestattet ist.

■ *Bernhart Jähnig*



Christofer Herrmann

Der Hochmeisterpalast auf der Marienburg.
Konzeption, Bau und Nutzung der modernsten europäischen Fürstenresidenz um 1400

(Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 17). Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2019.
 600 S., 14 Tf. im Schutzumschlag, Ln., € 89,-
 ISBN 978-3-7319-0813-5



ABB.: IMPERIAL WAR MUSEUM COLLECTIONS VIA WIKIMEDIA

Die Unterzeichnung des Friedensvertrages im Spiegelsaal von Versailles. Ölgemälde von William Orpen (1878–1931). Vordere Reihe: Dr. Johannes Bell bei der Unterzeichnung des Vertrages und, über ihn gebeugt (r.), Hermann Müller; ihnen gegenüber (am Tisch sitzend): Woodrow Wilson (s. v. l.), rechts neben ihm Georges Clemenceau und David Lloyd George. Am Tisch sowie in der hinteren Reihe werden weitere Staatsoberhäupter, Regierungschefs sowie hochrangige Mitglieder verschiedener Delegationen gezeigt. In der hinteren Reihe (4. v. l.) steht Vittorio Emanuele Orlando, der Präsident des Ministerrats des Königreichs Italien und neben Wilson, Clemenceau und Lloyd George Mitglied im „Rat der Vier“.

„Der Geist von Rache und Erniedrigung“

Vor 100 Jahren – Das Ende von Westpreußen (1): Die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg und der „Friedensvertrag“ von 1919

Von Martin Koschny

Als am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles der „Versailler Vertrag“ durch die Unterschriften der Bevollmächtigten aus 33 Delegationen beschlossen wurde, gab man sich nur allzu bereitwillig der Illusion hin, damit eine neue Weltordnung auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung und Selbstbestimmung der Völker geschaffen zu haben. Deutschland, als Hauptschuldiger am Kriegsausbruch, sollte geschwächt und zur „Wiedergutmachung“ verpflichtet werden. Oberstes Credo dieser

neuen Weltordnung bestand darin, in Zukunft die Wahrscheinlichkeit für einen vergleichbaren Waffengang so gut wie unmöglich zu machen.

Die Realität sah bereits kurz nach dem Inkrafttreten der Friedensordnung ganz anders aus. Die Tinte war noch nicht getrocknet, da ließ sich kaum jemand finden, der bereit gewesen wäre, das Vertragswerk zu verteidigen. In Deutschland bildete sich rasch eine „Anti-Versailles-Koalition“, die alle Gesellschaftsschichten erreichte. Selbst innerhalb des alliierten Lagers warfen



„PAZ“ [Frieden] – Am 30. Juni 1919 veröffentlichter Cartoon des portugiesischen Zeichners Alfredo Carlos da Rocha Vieira (1883–1947)



„Les Gueules Cassées“ [Die zerfetzten Gesichter] – Die fünf französischen Kriegsverehrten, die am 28. Juni 1919 in Versailles zugegen waren

sich die Politiker gegenseitig vor, für einen schlechten Frieden verantwortlich zu sein. Den einen erschien er als zu hart, den anderen wiederum als zu mild. Es verwundert daher kaum, wenn von überall Stimmen laut wurden, die im Vertragswerk eine Ansammlung fauler Kompromisse sahen. Beispielhaft für diese Enttäuschung steht die folgende Aussage des amerikanischen Journalisten und Politikers William A. White, der 1919 im Gefolge des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson nach Paris gereist war:

Wir haben so große Hoffnungen auf dieses Unternehmen gesetzt; wir haben geglaubt, Gott selbst hat uns gerufen; und nun, am Ende, müssen wir die schmutzigste Arbeit der Hölle verrichten: Menschen aushungern, Besitz von Gebieten ergreifen – oder unseren Freunden dabei helfen; wir sind dabei, wenn der Geist von Rache und Erniedrigung auch diesen Krieg mit der nicht endenden Kette von Kriegen verbindet, die zurückführt bis zu Kain [und Abel].

Für den britischen Kulturtheoretiker und Geschichtsphilosophen Arnold Joseph Toynbee, der der britischen Delegation angehörte, war die Friedenskonferenz „a soul destroying affair“ [eine seelenzerstörende Angelegenheit].

So stand und steht Versailles im öffentlichen Bewusstsein stellvertretend für einen Diktatfrieden der Siegermächte, mit dem die Verlierer des Krieges nachhaltig bestraft werden sollten. Die Inszenierung des Unterzeichnungsaktes, dem es nicht an Symbolik fehlte, stand am Beginn dieser Bestrafung. Im Spiegelsaal von Versailles – dem Ort der Proklamation des Deutschen Reiches 1871 – musste die besiegte deutsche Seite durch die Unterschriften der Bevollmächtigten Hermann Müller (Reichsaußenminister, Sozialdemokrat) und Dr. Johannes Bell (Zentrum) einen Vertrag unterzeichnen, der aus deutscher Sicht als drakonisch empfunden wurde. Ein Augenzeuge, der engste Berater Woodrow Wilsons, Oberst Edward House, hatte zum Unterzeichnungsakt bemerkt: „Ich wünschte, es wäre einfacher gewesen und ein Element der Ritterlichkeit hätte nicht gefehlt, das völlig mangelte. Die Affäre war sorgfältig inszeniert und war so gestaltet, daß sie für den Gegner so demütigend wie möglich war.“ Komplettiert wurde die Symbolik durch eine Gruppe schwerbeschädigter fran-

zösischer Soldaten. Diese, in einer Fensternische platziert, sollten an die Opfer und das Leid mahnen, welches nun gesühnt werden würde.

Das wesentliche Merkmal des Friedensschlusses lag also darin, die Demütigung Deutschlands sichtbar zu machen. Dabei waren es weniger die ungeheuren materiellen Belastungen, die auferlegt wurden – Gebietsabtretungen sowie Kriegsentschädigungen gab es auch in früherer Zeit. Die vergiftende Wirkung lag vielmehr in den bis dahin unüblichen Formen des Vorgehens während der Verhandlungen und beim Vertragsschluss. Durch die Entscheidungen der Friedenskonferenz wurden der Hass und die Gegensätze, nicht nur zwischen Deutschland und Frankreich, sondern auch weit über Europa hinaus, nicht abgebaut. Neues Konfliktpotential und weitere Spannungen traten in der Folge auf, die weit in das 20. Jahrhundert hineinwirken sollten.

Der Weg aus dem Krieg

Während der Kämpfe zwischen 1914 bis 1918 war noch von keiner der kriegsführenden Parteien eine Verständigung zu erwarten. Zu fixiert verfolgten sowohl die Alliierten wie auch die Mittelmächte ihre Kriegsziele. Der Ausbruch der Oktoberrevolution und das anschließende Ausscheiden Russlands aus dem Krieg, die Siege gegen Rumänien und Italien, ließen auf deutscher Seite die Hoffnungen auf einen baldigen Siegfrieden auch an der Westfront steigen. Die Vorstellung, durch eine letzte große Kraftanstrengung – eine große deutsche Offensive wurde für Ende 1917 geplant – den Krieg mit einem deutschen Sieg zu beenden, half die zuvor bereits aufkommende Resignation im Heer und in der Heimat für den Augenblick zu überwinden. Aussichten, den Krieg mithilfe eines Verständigungsfriedens beenden zu können, wurden um die Jahreswende 1917/18 auf deutscher Seite kaum verfolgt. Die immer noch hoch gesteckten deutschen Kriegsziele gaben den Blick auf solch eine Alternative nicht frei.

Nicht anders standen die Dinge auf Seiten der Alliierten. Trotz der zeitweise prekären Lage lässt sich dort keine große Verständigungsbereitschaft für einen Friedensschluss erkennen. Die Kriegszielforderungen waren auch hier hoch angesetzt. Deren Realisierung konnte nur durch eine völlige Niederlage der Mittel-

mächte gewährleistet werden. Der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten 1917 beflügelte zusätzlich die Aussichten auf einen solchen Sieg.

Eine Abkehr von der offensiven Kriegsführung lag im Winter 1917/18 somit noch für beide Parteien in weiter Ferne. Erst das Scheitern der groß angelegten deutschen Offensive am 5. April 1918 führte zu einer Neuorientierung. In den Reihen der Soldaten machten sich Enttäuschung und Frustration breit. Freiwillige Gefangenschaften und Desertionen waren an der Tagesordnung. Ein sukzessives Zurückweichen der deutschen Truppen an allen Abschnitten der Westfront war die Folge. Der rasche Zusammenbruch der deutschen Verbündeten Bulgarien, Österreich-Ungarn und der Türkei verschärfte die Situation zusätzlich. Es dauerte jedoch noch bis Ende September, bis Erich Ludendorff, der „Erste Generalquartiermeister“ des deutschen Heeres und Stellvertreter Generalfeldmarschalls von Hindenburgs, zu dem Eingeständnis bereit war, dass der Krieg verloren sei. Die deutschen Soldaten wurden also – anders als es die beschönigende und objektiv falsche Formel vom „im Felde unbesiegt“ ausdrückt – tatsächlich im Felde geschlagen. Dieses Faktum des Besiegt-Seins stand somit am Anfang eines Weges, der in Versailles endete.

Vom Waffenstillstandsgesuch zum Waffenstillstandsabkommen

Die drohende deutsche Kriegsniederlage setzte ab September 1918 eine Reihe von Entwicklungen in Gang, die noch kurz zuvor undenkbar schienen. Die neue deutsche Regierung (mit Vertretern des Zentrums, der Liberalen Fortschrittspartei und der Mehrheitssozialdemokratie) richtete nun, bedrängt durch die OHL (Oberste Heeresleitung), ein Waffenstillstandsangebot an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson. Bereits im Januar 1918 hatte dieser sein „Programm des Weltfriedens“ in den bekannten „Vierzehn Punkten“ dargelegt. In ihnen war als Grundlage eines liberalen Friedens von Demokratisierung der Außenpolitik, freiem Zugang zu Märkten und Rohstoffen, Abrüstung und Selbstbestimmung die Rede sowie von einem grundlegenden Neuansatz in den internationalen Beziehungen, einer „allgemeinen Gesellschaft der Nationen“, die eine institutionelle Vorkehrung zum schiedlich-friedlichen Konfliktausgleich darstellen und allen Staaten „Unabhängigkeit und territoriale Integrität“ garantieren sollte.

Wilson's Programm bot aus deutscher Sicht einen geeigneten Ansatz, um den Krieg zu beenden. In einer Note vom 3. Oktober 1918 bat die Regierung, Wilson solle die Herstellung des Friedens in die Hand nehmen und ersuchte um einen sofortigen Waffenstillstand zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

Im Ergebnis fand vom 29. Oktober bis zum 4. November 1918 in Paris eine inneralliierte Konferenz statt. Die Beratungen kreisten um die 14 Punkte als Grundlage von Waffenstillstandsbedingungen und einem Friedensschluss. Nicht ein einheitlicher Konsens, sondern eher unterschiedliche Vorstellungen prägten dieses Zusammentreffen. Die Briten artikulierten vor allem



Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens vom 11. November 1918 in einem Eisenbahn-Salonwagen im Wald von Compiègne. Gemälde von Maurice Pillard Verneuil (1869–1942). Abgebildet sind (v. l. n. r.): Admiral Ernst Vanselow, der Diplomat Graf Alfred von Oberndorff, General Detlef von Winterfeldt, Jack Marriott, Kapitän der britischen Royal Navy, Staatssekretär Matthias Erzberger, der Leiter der deutschen Delegation, die britischen Admirale George Hope und Rosslyn Wemyss sowie für Frankreich Marschall Ferdinand Foch und General Maxime Weygand.

Vorbehalte gegen den Grundsatz der „Freiheit der Meere“, der einen erheblichen Eingriff in das britische Empire nach sich ziehen würde. Die Franzosen bestanden ihrerseits auf einer möglichst umfassenden Definition der deutschen Verpflichtung zu Wiedergutmachungsleistungen. Schließlich waren es die Europäer, die sich mit ihren Forderungen nach strengen Bestimmungen für den Waffenstillstand durchsetzten. Wilson's Programm sollte dennoch die Grundlage für einen Friedensschluss mit dem Deutschen Reich bilden. Im Wald von Compiègne, unweit von Paris, erfolgte am 8. November 1918 dann die Entgegennahme der Waffenstillstandsbedingungen durch die deutschen Bevollmächtigten.

Die sofortige Räumung aller besetzten belgischen und französischen Gebiete wie auch des gesamten linken Rheinufers inklusive der drei Brückenköpfe bei Mainz, Koblenz und Köln, die Zurückführung des deutschen Ostheeres hinter die Grenze vom



Ein deutsches Fahrzeug mit Parlamentärflagge verlässt den Sitz der Internationalen Waffenstillstandskommission im belgischen Spa. Dort hatte sich zuvor das „Große Hauptquartier Seiner Majestät des Kaisers und Königs“ befunden. (Aufnahme des britischen Fotografen John Warwick Brooke vom 22. November 1918)

1. August 1914 (die Räumung Rumäniens, Polens, der Ukraine sowie der baltischen Staaten), eine radikale Abrüstung sowie der Verzicht auf die Regelungen der Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest nebst Zusatzverträgen gehörten zu den Hauptforderungen. Binnen 72 Stunden sollten die Bedingungen durch die deutsche Seite angenommen werden.

Am 11. November 1918 um 5 Uhr morgens wurde schließlich, nach vergeblichen Versuchen, die Bedingungen abzumildern, das Waffenstillstandsabkommen durch die Delegationen auf beiden Seiten unterzeichnet. Anfangs nur auf 36 Tage begrenzt, wurde es in Folge noch dreimal verlängert, bis es schließlich am 16. Februar 1919 auf unbegrenzte Zeit festgesetzt wurde. Dieses aufgrund eines deutschen Ersuchens zustande gekommene Waffenstillstandsabkommen schuf die Voraussetzung für die nachfolgende Friedenskonferenz.

Frieden schließen

Erst jetzt, nachdem die Waffen endlich schwiegen, galt es, einen Friedensvertrag auf den Weg zu bringen, der den Weltfrieden auf Dauer gewährleisten würde. Aus der Retrospektive wird deutlich, dass die „Friedensmacher“ von 1919 vor einer Aufgabe standen, die bis dato ohne Beispiel war. Die Voraussetzungen des Frieden-Schließens hatten sich nämlich seit dem 19. Jahrhundert in entscheidender Weise verändert.

Die wohl größte Herausforderung lag in der „Totalität des Krieges“. Die seit über vier Jahren intensiv tätige Propagandamaschinerie mit ihrem publizistischen Trommelfeuer hatte auf beiden Seiten nationale Leidenschaften mobilisiert. Eine immer stärkere Idealisierung des Krieges sowie eine zunehmende Dämonisierung des Gegners waren die konsequente Folge. Angesichts der emotionsgeladenen und erwartungsvollen Stimmung in den jeweiligen Nationen sahen sich die Staatsmänner außer Stande, auf die verlockenden Gewinne nach den verlustreichen Kämpfen zu verzichten. Der britische Diplomat Harold Nicolson räumte ein: „Die Stimmung jener Zeit vorausgesetzt und die leidenschaftliche Erregung, die sich in den vielen Kriegsjahren aller Demokratien bemächtigt hatte, wäre es auch für Über-



Rückkehr deutscher Fronttruppen nach dem Waffenstillstand; Infanteriekolonnen beim Überschreiten der Rheinbrücke in Koblenz im November 1918



Kaiser Wilhelm II. als Personifikation des Teufels. Federzeichnung aus dem Jahre 1914 von William Orpen, dem Maler des eingangs abgebildeten Gemäldes von der Unterzeichnung des Friedensvertrages. Er gehörte von 1914 bis 1918 zur Gruppe der „British official war artists“, die sich dem Staat unmittelbar oder mittelbar verpflichtet hatten, das Kriegsgeschehen und verwandte Motive mit künstlerischen Mitteln – und nicht zuletzt auch aus propagandistischen Absichten heraus – zu erfassen und darzustellen.

ABB.: WILLIAM ORPEN (1914) VIA WIKIMEDIA

menschen unmöglich gewesen, einen Frieden der Mäßigung und Gerechtigkeit zu ersinnen.“

Diese „Totalität des Krieges“ korrespondierte mit einer „Totalität der deutschen Niederlage“. Die Kampfuntüchtigkeit Deutschlands verschaffte den Siegern die Gelegenheit, ihre Ambitionen ohne Risiko durchzusetzen. Dies musste zwangsläufig die Qualität der Friedensverhandlungen beeinträchtigen.

Eine weitere Herausforderung stellte der Rang des Krieges als eines „Weltkrieges“ dar. Die Beteiligung zahlreicher Staaten außerhalb Europas, allen voran der USA und Japans, verlangte nach einer Ausweitung der Friedensregelung über Europa hinaus. Neue Problemkomplexe wie beispielsweise die Regelung der Erbmasse des Osmanischen Reiches oder der aufkommende japanische Imperialismus in Ostasien kamen hinzu und verlangten ebenso nach einer Regelung.

Nicht zuletzt belastete auch noch der kurz nach dem Waffenstillstand wieder aufflammende Dissens innerhalb der Siegermächte die Bemühungen um eine konsensuelle Klärung der Nachkriegsordnung. Die Diskrepanz zwischen Wilsons Friedensprogramm und den jeweiligen nationalen Machtinteressen warf im Verlauf der Konferenz zahlreiche Streitpunkte auf.

Vor dem Hintergrund solch verflochtener Problemstränge überrascht es nicht allzu sehr, wieso während der Konferenz nicht mit den Besiegten verhandelt wurde, sondern nur über sie. Die Angst, eine deutsche Delegation könnte in die durchaus brüchige Phalanx der Alliierten einen oder mehrere Keile treiben, erscheint mehr als nachvollziehbar – und auf deutscher Seite legte man die eigene Strategie auch genau darauf an.

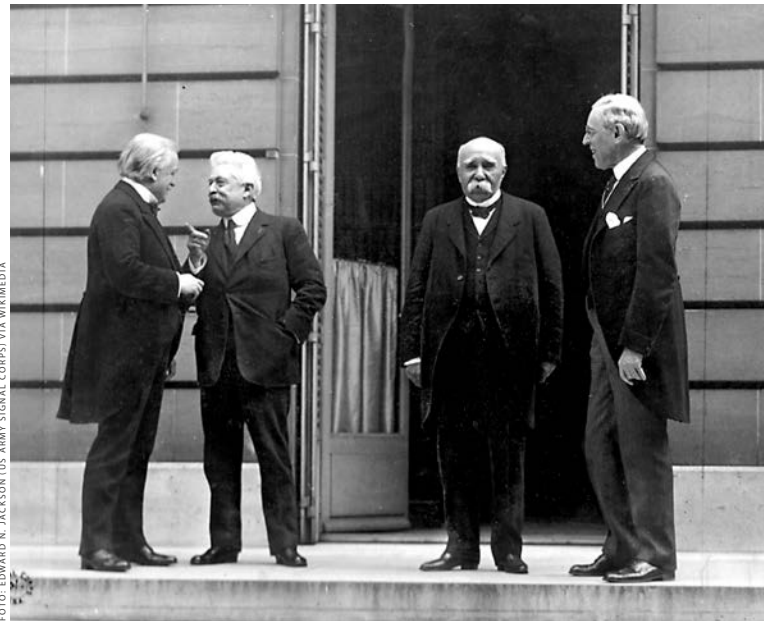
Positionen und Ergebnisse

Trotz all dieser Schwierigkeiten erfolgte die feierliche Eröffnung der Konferenz am 18. Januar 1919. Zum Vorsitzenden wurde der französische Ministerpräsident George Clemenceau ernannt. Das wichtigste Entscheidungsgremium bildete hingegen der „Rat der Vier“, dem Woodrow Wilson, George Clemenceau, der britische Premierminister Lloyd George und der italienische Ministerpräsident Orlando angehörten. Die Entscheidungskom-

petenz dieses Rates war umfassend. Alle bedeutenden Fragen der Pazifizierung Europas, die Regelungen in den außereuropäischen Räumen sowie nicht zuletzt die strittigen Fragen innerhalb der untergeordneten Gremien wurden in letzter Instanz im „Rat der Vier“ erörtert und entschieden.

In ihren Grundforderungen nach territorialen Gebietsabtretungen, der Zahlung von Reparationen wie auch der radikalen Abrüstung herrschte unter den Siegermächten Konsens. Über das konkrete Ausmaß dieser Maßnahmen sowie die zukünftige Rolle Deutschlands in Europa traten hingegen divergierende Vorstellungen auf, die von hitzigen Debatten begleitet wurden. Auf britischer Seite lag das Interesse vor allem auf der Aufrechterhaltung des kontinentalen Gleichgewichts. Eine allzu große Machtfülle Frankreichs galt es ebenso zu vermeiden wie ein Ausgreifen der bolschewistischen Revolution auf Deutschland. Lloyd George plädierte daher für einen harten, aber „gerechten“ Frieden, der nicht von der „Arroganz“ der Sieger geprägt sein dürfe.

Für Frankreich lag hingegen eine Sicherheitsdoktrin zugrunde, die in umfassender Weise geopolitische, strategische, bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Zielsetzungen bündelte. Die strukturelle Überlegenheit Deutschlands sollte durch den Frieden so weit wie möglich reduziert werden. Nur so schien man die Sicherheit Frankreichs gewährleisten zu können. Erreicht werden sollte dieses Ziel vor allem durch umfangreiche Gebietsabtretungen im Westen wie im Osten, durch drastische Rüstungsbeschränkungen sowie gewaltige Reparationsverpflichtungen. Eine dauerhafte Isolation und Kontrolle Deutsch-

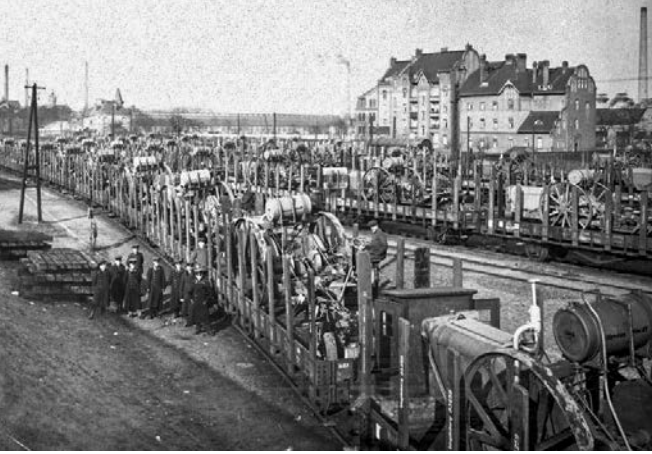


Der „Rat der Vier“ während der Friedensverhandlungen: David Lloyd George, Vittorio Orlando, Georges Clemenceau und Thomas Woodrow Wilson (v. l. n. r.)

lands versprach man sich von einem festgefügtten Bündnissystem. In einer Sicherheitszone, einem „Cordon Sanitaire“, sollte dabei dem wiederbegründeten polnischen Staat als Puffer zwischen Deutschland und der Sowjetunion eine tragende Rolle zufallen. Für Woodrow Wilson schließlich lag der Schlüssel zum Erfolg des ganzen Friedensprozesses in der Bildung eines Völkerbundes, eines weltweiten Systems kollektiver Sicherheit.



Die im Vertrag von Versailles festgelegten territorialen Veränderungen



QUELLE: BUNDESARCHIV BILD 183-RO2190

Reparationsablieferungen aufgrund der Bestimmung des Versailler Vertrags (ca. 1920)

Die territorialen Bestimmungen des Friedensvertrages trafen das Deutsche Reich mit großer Härte. Es verlor über ein Achtel seines Staatsgebietes zuzüglich aller Kolonien und damit ein Zehntel seiner Bevölkerung. Aus wirtschaftlicher Sicht büßte es 15 % seiner landwirtschaftlichen Produktion, 50 % seiner Eisen-erzversorgung und 25 % seiner Steinkohleförderung ein.

Befanden sich Wilson und Lloyd George an diesem Punkt noch weitgehend in Übereinstimmung, so sah sich der amerikanische Präsident in der Reparationsfrage zunehmend isoliert. Briten wie Franzosen waren fest davon überzeugt, durch rigorose Reparationsansprüche einen vollständigen Ersatz ihrer Kriegskosten anzustreben. Dabei spielte ihre hohe Verschuldung gegenüber den USA eine nicht unerhebliche Rolle. Für die exakte Festsetzung einer Reparationssumme wurde eine Kommission eingesetzt, die die Beträge bis 1921 festlegen sollte. Juristisch sollte der Anspruch auf Reparationen durch den sogenannten Kriegsschuldartikel abgesichert werden. Aus deutscher Sicht war diese Festlegung gleichzusetzen mit einem moralischen, ehrenrührigen Verdikt: Dass Deutschland die Schuld am Krieg eingestehen musste, trug massiv zur Emotionalisierung der Auseinandersetzung mit dem Friedensvertrag bei.

Weniger schwierig war ein Konsens der Siegermächte im Bereich der militärischen Bestimmungen zu erreichen. Einen tiefen Einschnitt bedeutete für Deutschland die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht, die Auflösung des Generalstabs, die Schleifung der Festungen in der neutralen Zone im Rheinland sowie ein Verbot moderner Waffenarten (Panzer, U-Boote, Luftwaffe). Das Heer durfte eine Truppenstärke von 100.000 Mann nicht überschreiten. Eine inneralliierte Militärkommission hatte über die Bestimmungen zu wachen.

Als außerordentlich bitter empfand man in Deutschland letztlich auch den Artikel 80, wonach ein Wiederanschluss Österreichs strikt verboten wurde. Dieser Artikel wog umso schwerer, weil er doch das Selbstbestimmungsrecht, das vor allem von Wilson für die weltweite Friedensregelung so energisch vertreten wurde, eklatant verletzte.

Das Diktat

Trotz eines großen Presseaufkommens blieb die Berichterstattung über die Verhandlungen während der Konferenz äußerst spärlich. Dies führte dazu, dass in Deutschland weder die Regie-



QUELLE: BUNDESARCHIV BILD 183-RO2123

Die Mitglieder der für die Friedensverhandlungen in Paris bestimmten deutschen Delegation (v. l. n. r.): Prof. Dr. Schücking, Reichspostminister Giesberts, Reichsjustizminister Dr. Landsberg, Reichsminister des Auswärtigen Dr. Graf Brockdorff-Rantzau, Robert Leinert, der Präsident der Preußischen Landesversammlung, und Dr. Karl Melchior



QUELLE: WOODROW WILSON PRESIDENTIAL LIBRARY ARCHIVES VIA WIKIMEDIA

Reichsverkehrsminister Dr. Johannes Bell (l.) und Außenminister Hermann Müller, die den Friedensvertrag für das Deutsche Reich unterzeichnet haben, am Kölner Hauptbahnhof vor der Abfahrt nach Versailles (Aufnahme vom 7. Mai 1919)

rung noch die Öffentlichkeit ein einigermaßen realistisches Bild dessen besaßen, was auf Deutschland zukommen würde. Man klammerte sich daher immer noch an die Illusion, dass auf die harten Waffenstillstandsbestimmungen eher glimpfliche Friedensbestimmungen folgen würden. Diese Illusion verpuffte abrupt am 7. Mai 1919, als in Versailles der deutschen Delegation die strengen Friedensbestimmungen übergeben wurden.

Der wohl größte Schock bestand darin, dass hier bereits ein fertiges Vertragswerk präsentiert wurde und keine mündlichen Verhandlungen vorgesehen waren. Den Wiener Kongress von 1815 vor Augen, hatte man sich auf deutscher Seite gerade im Vorfeld auf solche Verhandlungen vorbereitet. Nachdem die Alliierten daran festhielten, keine mündlichen Verhandlungen zu gestatten, verlegte sich die deutsche Seite auf einen „Notenkrieg“, freilich ohne einen weiterreichenden Erfolg zu erzielen.

Die geringe Bereitschaft der Siegermächte, den Vertrag noch zu ändern, löste in Deutschland eine intensive Debatte über dessen Annahme oder Ablehnung aus. Schließlich beschloss die Nationalversammlung am 23. Juni, knapp vor Ablauf der von den Alliierten gesetzten Frist, dass die Regierung zur Unterzeichnung des Friedensvertrages ermächtigt sei. Zum Bestandteil des deutschen Staatsrechts wurde der Versailler Vertrag durch das Gesetz über den Friedensschluss vom 16. Juli 1919.

Inhalt: Gesetz über den Friedensschluß zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten. 8. Art.

(Nr. 6958) Gesetz über den Friedensschluß zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten. Vom 16. Juli 1919.

Die verfassungsgebende deutsche Nationalversammlung hat das folgende Gesetz beschlossen, das nach Zustimmung des Staatsrats hienmit verkündet wird:

Artikel 1

Dem am 28. Juni 1919 unterzeichneten Friedensvertrage zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten und dem dazugehörenden Protokolle sowie der am gleichen Tage unterzeichneten Vereinbarung über die militärische Besetzung der Rheinlande wird zugestimmt.

Der Friedensvertrag, das Protokoll und die Vereinbarung werden nachstehend veröffentlicht.

Artikel 2

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Verlit, den 16. Juli 1919.

Der Reichspräsident
Ebert

Der Präsident des Reichsministeriums
Bauer

QUELLE: SCAN AUS DEM DEUTSCHEN REICHSGESETZBLATT 1919 VIA WIKIMEDIA

„Gesetz über den Friedensschluß zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten. Vom 16. Juli 1919.“ Veröffentlicht im Deutschen Reichsgesetzblatt vom 12. August 1919 mit dem vollständigen dreisprachigen Vertragstext

Nachwirkung in Deutschland

Unmittelbar nach dem Inkrafttreten des Vertrages brach sich in Deutschland die Überzeugung Bahn, dass dem Land ein „gerechter“ Frieden, auf den man Anspruch zu haben glaubte, versagt worden sei. So waren sowohl die Modalitäten des Zustandekommens wie die konkreten Bestimmungen des „Diktats von Versailles“ Gegenstand leidenschaftlicher – und nicht selten maßloser – Kritik. Als schwere nationale Demütigung wurden, insbesondere in bürgerlich-nationalistischen Kreisen, die „Strafbestimmungen“ des Vertrages, also die Anklageerhebung gegen Kaiser Wilhelm II., die Offiziere und Soldaten, empfunden.

Im Zentrum der Agitation gegen den „Diktat-Frieden“ stand allerdings die These von der deutschen Alleinschuld am Krieg – obgleich im besagten Artikel immerhin die Rede von Deutschland und seinen Verbündeten ist. Durch eine Widerlegung des Kriegsschuldartikels versuchte die deutsche Seite einen Hebel anzusetzen, mit dessen Hilfe eine Gesamtrevision der Bestimmungen hätte erreicht werden können. Diese – fast schon an Besessenheit grenzenden – Revisionsbestrebungen erreichten nahezu alle Schichten der Gesellschaft. Nur wenige waren in der Lage zu erkennen, dass trotz der harten Bestimmungen Deutschland noch glimpflicher davongekommen war, als es während der Beratungen in Paris zeitweilig im Bereich des Möglichen gelegen hatte. Deutlich wird dies mit Blick auf das Saargebiet, die Rheinregion oder auf Oberschlesien. Die staatliche Einheit Deutschlands blieb ebenso erhalten. Das Ausscheiden Russlands aus dem europäischen Konzert wie auch die sich verändernden Verhältnisse in Südosteuropa konnten auf längere Sicht für Deutschland sogar von wirtschaftlichem und politischem Vorteil sein. Der Versailler Vertrag eröffnete somit, ungeachtet der auferlegten



QUELLE: WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT

Karl Goetz (1875-1950): Medaille auf den Versailler Vertrag (DER SCHMACH-VERTRAG · V · VERSAILLES · 7 · MAI · 1919 – CLEMENCEAU · ÜBERGIBT · D · GRAF · BROCKDORFF · D · HASSDIKTAT), entstanden aus Anlass des 10. Jahrestages der Vertragsunterzeichnung (28. Juni 1929)

Belastungen, auch neue Möglichkeiten. Unter Umständen hätte Deutschland sogar über einen größeren außenpolitischen Bewegungsspielraum verfügen können als noch vor 1914. Allein die dafür benötigte Geduld ließen die Deutschen vermissen. Die Fixierung auf das „Trauma Versailles“ verwischte weithin den Blick für neue Chancen. Die Kombination aus der „Dolchstoßlegende“ und der Polemik gegen die Kriegsschuldfrage sowie die hemmungslose Agitation der politischen Rechten gegen das „Diktat von Versailles“ insgesamt wurden in den Händen der Republikgegner, die den „Schmachfrieden“ mit der Existenz der Weimarer Demokratie identifizierten, zu gefährlichen Waffen gegen die Demokratie. All dies blieb zweifellos nicht ohne Eindruck auf einen großen Teil der Bevölkerung.

Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges ebneten aber den Weg zu einer weniger emotionsgeladenen Bewertung des Friedensschlusses von 1919 und somit auch zu einer mildereren Beurteilung der „Friedensmacher“. Nach dem inzwischen erreichten Stand der geschichtswissenschaftlichen Forschung zeigt sich dem Betrachter heute statt schlichter polarer Deutungsmuster ein kompliziertes, nur schwer zu durchdringendes Ursachenknäuel. – Einen sehr frühen aufschlussreichen Wandel der Beurteilung vollzog aus der spezifisch deutschen Perspektive der bedeutende Historiker Gerhard Ritter, der 1919 noch ein entschiedener Gegner der Unterzeichnung gewesen war, bereits im Jahre 1951:

Für eine kluge, besonnene und geduldige deutsche Politik, die für unseren Staat nichts anderes erstrebte, als ihn zur friedenssichernden Mitte Europas zu machen, eröffneten sich – auf lange Sichte gesehen – die besten Chancen. Daß wir sie verfehlt haben und in maßloser Ungeduld, in blindem Haß gegen das sogenannte Versailler System uns einem gewalttätigen Abenteuer in die Arme stürzten, ist das große Unglück und der verhängnisvollste Fehltritt unserer neueren Geschichte.



IN DEN BLICK GENOMMEN

Michael Göring

Hotel Dellbrück

Osburg Verlag Hamburg 2018

Von Lippstadt in die Welt und wieder zurück – so könnte man den aktuellen Roman von Michael Göring knapp zusammenfassen, und zugleich gibt dies nicht annähernd die inhaltliche und emotionale Fülle der ebenso spannend wie einfühlsam geschriebenen Familiengeschichte *Hotel Dellbrück* wieder. Der in Westfalen aufgewachsene Nachfahre ostpreußischer Eltern blättert achtzig Jahre Zeitgeschichte auf, angefangen bei den düsteren Erfahrungen der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft, endend in der Gegenwart.

Sigmund

Fünfzehn Jahre nachdem im traditionsreichen Bahnhofshotel Dellbrück die Kaltmamsell Tilla einen unehelichen Sohn zur Welt bringt, verabschiedet die Familie des Hoteliers in der Kälte eines Dezembertages eben dieses Kind, Sigmund Rosenbaum, auf dem Lippstädter Bahnhof. Nach dem frühen Tod der Mutter haben Antonius und Emmi Dellbrück den Jungen aufgezogen und wie die eigenen Kinder im katholischen Glauben unterwiesen. Die kirchlichen Lieder kennt er so gut, dass er Ministrant hätte werden können. Doch in der Schule beginnen Lehrer, von „Judenlummeln“ zu sprechen, und Sigmunds bester Freund verlässt mit seiner Familie von einem auf den anderen Tag die Stadt. Als nach der sogenannten „Reichskristallnacht“ im November 1938 auch in der westfälischen Provinz Hetze und Ausgrenzung immer mehr um sich greifen, wird Vater Dellbrück klar, dass er seinen geliebten Ziehsohn in Sicherheit bringen muss. Er organisiert für den Jungen einen Platz in einem Kindertransport nach England.

Der Abschied von der Familie und der Neuanfang in Cornwall fallen dem Fünfzehnjährigen nicht leicht, doch er will alles richtig machen, und die Leylands, seine Pflegeeltern, nehmen ihre Aufgabe ernst. Auch einen neuen Freund fürs Leben findet er rasch. Nach einigen Monaten jedoch gerät er in einen heftigen Identitäts-

konflikt, denn Deutschland und England befinden sich im Krieg miteinander. In Sigmunds Ausweis steht „staatenloser Jugendlicher mit Familienanschluss in England“, aber sehen die Engländer ihn nicht als Feind an? Kann er noch in Cornwall bleiben, weiter zur Schule gehen? Werden nicht alle mit dem Finger auf ihn zeigen? Zu diesen nagenden Zweifeln kommt die Ungewissheit, wie es der Familie in der westfälischen Heimat geht, nur selten erreichen ihn Nachrichten vom Kontinent. Im Laufe der Zeit fällt es Sigmund immer schwerer, zu sagen, wo er eigentlich hingehört, zumal er weiß, wie dankbar er sein muss, dass er sich in Sicherheit befindet. „Wenn die Gerüchte über Deutschland und die Juden stimmen, hast du unglaublich Glück gehabt“, meint Mrs. Leyland. Den Vorschlag allerdings, nach dem Schulabschluss in der britischen Armee zu kämpfen, um seine Dankbarkeit zu beweisen, lehnt er entrüstet ab – auf deutsche Soldaten könnte er niemals schießen.

Nur einen einzigen Brief besitzt Sigmund von seiner Mutter; dessen Botschaft begleitet ihn: „Juden sind etwas ganz Besonderes. Sie sind Gottes auserwähltes Volk und daher immer auf der Suche nach ihrem Glück, immer auf dem Weg zu ihrer Heimat.“ Erst in der Fremde denkt er über seine Heimat nach, und dann stellt sich auch die Frage nach der Religion. Siggie, wie Siegmund von seiner Familie und seinen Freunden genannt wird, ist nie jüdisch gewesen, sondern katholisch mit den Dellbrücks und in England methodistisch, hat also die ganzen Jahre christlich gelebt. In welcher Religion ist er eigentlich beheimatet?

Die Frage nach Heimat stellt sich in besonderer Weise, als Sigmund sich entscheiden muss, britischer Staatsbürger zu werden – oder staatenlos zu bleiben. Obwohl es ihm wie ein Verrat an den Eltern in Deutschland vorkommt, entscheidet er sich für die „bessere“ Kategorie und wird „belohnt“ mit einem Studienplatz im renommierten Teachers College. Weil er das Gefühl hat, damit seine Dankbarkeit beweisen zu können, besucht er regelmäßig die methodistische Kirche und lässt sich schließlich dort taufen. „Die Taufe war so etwas wie der Preis gewesen, den er zahlen müssen. Sie bedeutete ihm darüber hinaus nichts.“

Doch der Spannung, zwischen den Welten zu leben, entkommt Sigmund nicht. Sein englischer Freund Nick wird eingezogen und fällt kurz vor Kriegsende ausgerechnet in einer Schlacht am Ufer der westfälischen Lippe. Und die Eltern des Mädchens, in das Siggie sich verliebt, verbieten den Kontakt mit einem „Deutschen“. Fast zeitgleich mit dem Ende des Weltkrieges besteht Sigmund sein Examen. Immer stärker spürt er, dass er nicht in England bleiben kann, dass er etwas verändern muss. „Und es war nicht nur der drängende Wunsch nach Vergessen, nach Ablegen der Schuldgefühle gegenüber Nick, nach Verdrängen und Veränderung, der wichtigste Grund hieß Rile.“ Maria, die schöne Tochter

**„HEIMAT IST SO VIEL MEHR
ALS DER ORT DER HERKUNFT.“**

„DIE TAUFE WAR SO ETWAS WIE DER PREIS GEWESEN, DEN ER HATTE ZAHLEN MÜSSEN.“

der Dellbrücks, genannt Rile, hat über die Jahre brieflich Kontakt zu Siggie gehalten, und auch wenn er es kaum aushält, die Leylands zu verlassen, entscheidet er sich, nach zehn Jahren England nach Lippstadt zurückzukehren.

Die Rückkehr des von den Nazis vertriebenen Juden fällt zusammen mit der Rückkehr von Nazis in den Staatsdienst. So begegnet Sigmund gleich am ersten Tag an seiner alten Schule, an der er nun unterrichten wird, seinem ehemaligen Lehrer. Und weiß nicht, wie umgehen mit den Blicken im Kollegium und den ungesagten Sätzen, die ihn, den Exilanten, ausschließen. Einen gemeinsamen Hintergrund von Kriegserfahrung, Niederlage und Gefangenschaft gibt es nicht. Erst recht kann Sigmund nichts anfangen mit den Versuchen von Kollegen und Eltern, Fehler und Folgen des „Tausendjährigen Reiches“ vergessen zu machen. Als eine Anfrage aus dem Regierungspräsidium kommt, ob er mit seinen quasi muttersprachlichen Kenntnissen der englischen Sprache Realschullehrer an der Pädagogischen Hochschule ausbilden könne, sagt Sigmund nur zu gern zu. Und auch wenn es ihm an der Hochschule vorkommt, „als würde man das Jüdische gern in einer Schublade lassen, die man nicht ohne Not öffnen wollte“, empfinden Siggie und seine junge Frau den Wechsel als großes Glück.

Frido

Nach zwei Töchtern wird Sigmund und Maria der Sohn Frido geboren. Elf Jahre alt ist dieser, als der Vater ihn zu einem Teil seiner Geschichte macht, indem er ihn aufklärt über den jüdischen Hintergrund der Familie – und über seine Arbeit. Denn Sigmund treibt die Aufarbeitung der Auschwitz-Prozesse um. Seine Lebensaufgabe findet er im Sammeln von Spuren der Menschlichkeit in unmenschlichen Zeiten.

Sohn Frido wiederum sucht seinen Lebenssinn, wie so viele seiner Generation, in der Spiritualität. Ihn zieht es ins indische Poona, wo er seine spätere Frau kennenlernt. Mit ihr wandert er nach Australien aus. Letztlich flieht Frido vor dem unerbittlichen, besessenen Aufarbeitungswillen des Vaters ebenso wie vor der kleinbürgerlichen Atmosphäre der jungen Bundesrepublik, von der er meint, sie lasse ihn nicht frei atmen.

Jahrzehnte später, nach dem Tod seiner Frau, kehrt der dreiundsechzigjährige Frido zum Ankerpunkt der Familie, dem Hotel am Bahnhof in Lippstadt, zurück. Inzwischen kein Hotel mehr, sondern ein Wohnheim für Flüchtlinge und Asylanten, erwartet Frido nicht die ersehnte wie gefürchtete Begegnung

mit familiären Erinnerungen. Vielmehr ist es ein junger Flüchtling aus Syrien, der mit seinen Fragen, mit Interesse und zugleich mit Distanz Frido beinahe an seine Grenzen bringt. Wie soll es weitergehen mit dem, der gerade sein Lebensglück in Australien hat begraben müssen? Ist es richtig, ausgerechnet an den Ort der Kindheit zurückzukehren? Und kann Frido das Angebot einer Kusine, beim Neuaufbau einer Hotel- und Spa-Anlage einzusteigen, annehmen?

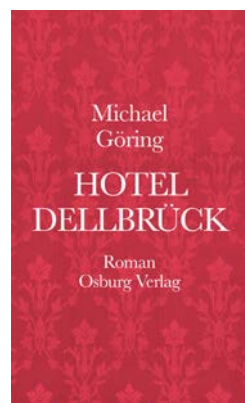
Wann muss man bereit sein für Neues? Auch davon handelt Michael Görings ergreifendes, zeitgeschichtliches Buch. Meisterhaft, mit leichter Hand erzählend, thematisiert Göring in seinem Roman, wie traumatische Erfahrungen von Krieg und Heimatverlust, Emigration und Flucht als wirkmächtiges Erbe die nachfolgenden Generationen beeinflussen. Heimat ist so viel mehr als der Ort der Herkunft. Wie sehr das Bedürfnis nach Heimat und Sicherheit und die Suche nach Identität Menschen prägen, macht Michael Göring überzeugend deutlich, ohne übliche Klischees zu bedienen.

Das Wort „Vertreibung“ kommt nur ein einziges Mal in *Hotel Dellbrück* vor, doch erscheint der Roman in seiner Gesamtheit wie eine Folie, auf der die Erfahrungen all derjenigen, die in der Folge

des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verlassen mussten, aufscheinen. Zugleich gelingt es Michael Göring, behutsam eine Brücke zu schlagen in die Gegenwart von Flucht und Vertreibungen. Zwei Generationen, zwei ineinander verschränkte Entwicklungsgeschichten, verwebt Göring zu einer dichten Erzählung, die erkennen lässt, wie wichtig es ist, sich mit Geschichte zu beschäftigen – mit der eigenen, ganz persönlichen, und mit dem historischen Erbe, für dessen Bewahrung wir die Verantwortung tragen.

🌱 *Annegret Schröder*

„ALS WÜRDEN MAN DAS JÜDISCHE GERN IN EINER SCHUBLADE LASSEN, DIE MAN NICHT OHNE NOT ÖFFNEN WOLLTE.“



Michael Göring
Hotel Dellbrück
Roman
Hamburg: Osburg Verlag,
2018, geb., 421 S., € 22,-
ISBN 978-3-95510-165-7

Ein aufrechter Westpreuße der Wilhelminischen Epoche

Eine Erinnerung an den Germanisten Gustav Roethe

Am 5. Mai 2019 hatte sich der Geburtstag des Altgermanisten Gustav Roethe zum 160. Male gejhärt. Noch aus der Perspektive der frühen 1960er Jahre hätte solch ein Jubiläum einen selbstverständlichen Anlass geboten, unmittelbar an diesen in seiner Zeit herausragenden Hochschullehrer und einflussreichen Festredner aus Graudenz zu erinnern. Mittlerweile allerdings erscheint es angeraten, ihn differenzierter in den Blick zu nehmen und sich ihm aus größerer Distanz zu nähern.

Ein bedeutender Gelehrter

Der Lebenslauf Gustav Roethes erweckt den Eindruck einer großen Zielstrebigkeit, wenn nicht inneren Notwendigkeit, und führte ihn zu einigen der höchsten Ehren, die einem Geisteswissenschaftler in der Zeit des deutschen Kaiserreichs erwiesen werden konnten. Roethe hatte Klassische Philologie und Germanistik in Göttingen, Leipzig und Berlin studiert, wurde 1881 zum Dr. phil. promoviert und habilitierte sich 1886 in Göttingen. Dortselbst wurde er zunächst 1888 außerordentlicher und nur zwei weitere Jahre später ordentlicher Professor für deutsche Philologie. 1902 wechselte Roethe auf das Ordinariat an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Mehrere renommierte wissenschaftliche Gesellschaften und Akademien ernannten ihn zum Mitglied; ab 1911 wirkte er als ständiger Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, war von 1922 bis 1926 Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar und wurde für das akademische Jahr 1923/24 zum Rector Magnificus der Berliner Universität gewählt.

Trotz seiner strahlenden Karriere ist es durchaus nicht zwingend, dass der Nachruhm dieses Philologen auch über die engeren, von jüngeren Kollegen sowie Schülern bestimmten wissenschaftlichen Zirkel hinaus im allgemeinen Bewusstsein wachgehalten und dabei gerade der Zusammenhang mit Ostdeutschland – und insbesondere Westpreußen – hergestellt worden ist. Dies bezeugt ein Eintrag, der Roethe noch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (und fast 30 Jahre nach seinem Tode) in den 1955 zusammengestellten *Ostdeutschen Biographien*¹ zuteil geworden ist. Dort wird er zwar dem engen Bereich der „Sprachwissenschaft“ zugeordnet, aufschlussreicher Weise liegen seine tatsächlichen Verdienste aber offensichtlich nicht in fachspezifischen Qualifikationen begründet, wird doch eigens darauf hingewiesen, dass er „abgesehen von vielen kleineren Aufsätzen und Rezensionen, keine größeren Bücher geschrieben“ habe. Demgegenüber wird er als „glänzender Redner“ sowie „Lehrer und Organisator“ eingeführt, und seine Bedeutung soll vor allem darauf beruhen, dass er sich „in vielen Reden und Vorträgen“ bemüht hat, „dem deutschen Volk nach dem verlorenen Krieg seine geistigen Güter zu erhalten und zu bewahren“.

1 Ostdeutsche Biographien. 365 Lebensläufe in Kurzdarstellungen, von Götz von Selle, hrsg. vom Göttinger Arbeitskreis, Würzburg: Holzner, 1955. Der Eintrag „Gustav Roethe“ findet sich innerhalb des weitgehend unpaginierten Bandes als Biographie № 250.



Gustav Roethe (* 5. Mai 1859 in Graudenz; † 17. September 1926 in Bad Gastein)

FOTO: PETER MATZEN / VOIT COLLECTION VIA WIKIMEDIA

Westpreußen

Was mit diesen „geistigen Gütern“ noch 1955 gemeint sein könnte, wird insbesondere von einer speziell „westpreußischen“ Warte aus rasch plausibel. Gustav Roethe setzte sich mit großer Intensität dafür ein, dass der Kultur und Geschichte der „Ostmarken“ im Deutschen Reich endlich der notwendige Respekt gezollt wird: „Im Ganzen“, äußert er 1912, „hört für den Stuttgarter und Freiburger Deutschland gen Nordosten noch immer in Berlin auf, und was dahinter liegt, ist dem beneidenswerten Selbstgefühl der Süddeutschen deutsch angestrichenes Rußland, mehr oder minder übertünchte Barbarei“². Dieser Geringschätzung, auf die er sicherlich häufig traf, begegnete er mit einem emphatischen Appell: „Nicht das Stiefkind, sondern der Stolz ganz Deutschlands sollten jene Lande sein, auf denen sich die größte Kulturtat des deutschen Volkes vollzog.“ (268)

Das Bemühen, das Ansehen der Ostmarken im Reich zu steigern, beruht bei Roethe nicht zuletzt auf seiner eigenen Bindung an diese Region – auf unverstellter Heimatliebe. Diese Empfindungen äußert er in einer anrührenden Passage, die gerade im *Westpreußen* verdient, vollständig zitiert zu werden:

Aber inniger noch als die Treue gegen die Vergangenheit bewegt uns, die wir zum guten Teil Kinder jener Ostmarken sind, die selbsterlebte Liebe zur deutschen Heimat an Weichsel und Oder, an Pregel und Netze: wir lieben sie, die gewaltigen Ströme und laubumrahmten großen Seen, die seltsamen Dünen der Ostsee, die stattlichen urdeutschen Niederungsdörfer, die massigen Kirchen mit ihren gestaffelten Giebeln, ihren gliedernden Pfeilern und getünchten Blenden, die mächtigen Burgruinen, die schönen alten Städte, die überall vom Schaffen deutscher Ritter, Bürger und Bauern zeugen. Ich habe es oft genug erlebt, das unbegrenzte Staunen des Westelbiers, den einmal sein Pfad nach Danzig oder Marienburg führte: warteten seiner dort doch Eindrücke, wie sie Deutschland so kein zweites Mal zu bieten hat. (243)

Diese Grundhaltung gilt für Roethe selbstverständlicherweise auch – und erst recht – nach dem Ende des Weltkrieges und dem Verlust der

2 Gustav Roethe: Deutsches Geistesleben in den Ostmarken. Vortrag, gehalten im Deutschen Ostmarken-Verein zu Berlin am 22. März 1912, Berlin 1913; wiedergedruckt in: Ders.: Deutsche Reden, hrsg. von Julius Petersen, Leipzig 1927, S. 242–268; hier S. 242. Im Folgenden werden die Belege zu diesem Vortrag stets unmittelbar im Text genannt.

Heimat: „Die alten Ordensstädte im Osten, die herrliche deutsche Stadt Danzig [...], für uns sind sie alle deutsch: wir halten ihnen nicht nur wissenschaftlich die Treue.“³

Der Schatten der Ideologie

Dass Roethe – gerade bei einer Festrede vor dem Deutschen Ostmarkenverein – die deutschen Ansprüche auf dieses Land vertritt, sich dabei gegen die „polnische Pseudowissenschaft“ (244) wendet und behauptet, dass das „was jene Ostlande heute sind, [...] ausschließlich auf der physischen und geistigen Arbeit der Deutschen“ beruht, während „das Slawentum [...] keinen Anteil daran“ hat (268), mag aus dem damaligen Stand nationalistischer Auseinandersetzungen und dem bewussten Kampf gegen das „anbrandende Polentum“ erklärlich sein. Nochmals deutlich zugespitzt tritt diese Haltung dann aber nach 1919/1920 hervor, nachdem jener Kampf (zumindest vorläufig) verloren war: „Wir haben“, erklärt Roethe immerhin in der Antrittsrede seines Berliner Rektorats, „die Polen unsrer östlichen Provinzen oft schwächlich verwöhnt, sie vergelten das mit der Vernichtung des reichen deutschen Lebens an der Weichsel“⁴.

Dieser grelle Ton der Agitation steht einem Repräsentanten der Geisteswissenschaften schlecht an. Er verweist aber auf den umfassenden Kontext jenes (wie es noch 1955 hieß) „glänzenden Redners“, der kaum durch Forschungsergebnisse Aufmerksamkeit erregt, sondern sich durch seine vielbeachteten öffentlichen Auftritte – und die jeweils in Einzeldrucken erschienenen Vortragstexte – als führender Propagandist des Kaiserreichs, des Konservativismus und der Einzigartigkeit sowie Überlegenheit der deutschen Kultur und Geschichte zu etablieren vermochte. Zu diesem inneren Widerspruch hat der Aachener Bibliothekar und Germanist Gerhart Lohse, der 1978 nachdrücklich zu einer tiefergehenden kritischen Auseinandersetzung mit Roethes Œuvre aufgefordert hat, festgestellt:

*Literatur im Dienste der Politik hat es immer gegeben, auch im deutschen Bereich. [...] Roethe freilich ist kein Dichter, er will es auch nicht sein, sondern er ist Literaturwissenschaftler, und er stellt bewußt seine Wissenschaft in den Dienst gezielter politischer Werbung. Dieser Anspruch ist bereits in seinem Ansatz verfehlt, obwohl Roethe nicht der einzige Fall dieser Art in Deutschland ist. Aber so unverhüllt, so massiv und so aggressiv hat man es selten gehört.*⁵

Roethes Polemik gegen den Parlamentarismus oder das Studienrecht von Frauen, sein höchst elitäres Bildungskonzept oder (späterhin) seine verächtliche Ablehnung der Weimarer Verfassung brauchen hier nicht nochmals detailliert veranschaulicht zu werden. Lohnend wäre es aber, sich – gerade auch hinsichtlich des Rede-Duktus – ein kurzes his-



Porträt-Medaillon (von Max Bezner) an Roethes Grabmal auf dem Berliner Luisenfriedhof II

torisches Tondokument anzuhören, einen Auszug aus einer Ansprache „Zur Verteidigung der deutschen Freiheit“, die Roethe am 4. Februar 1918 gehalten hat (und die vom SWR zum 100. Jahrestag zugänglich gemacht wurde⁶). Dort lässt sich exemplarisch Roethes gewagte Konstruktion verfolgen, bei der Luther, Goethe und Bismarck als tragende Faktoren in Dienst genommen werden und in ihrem Zusammenwirken die unbezweifelbare Überlegenheit Deutschlands begründen sollen. Auf dieser Basis fordert der Redner, dass wir „unbeirrt durch Zeitgeist, Mehrheit, öffentliche Meinung, durch Druck von oben oder unten unsern eigenen Weg gehen, nur unserm Gott verantwortlich und unserm Gewissen“. Dann – und nur dann – kann es den Deutschen gelingen, „diese unsre eigenste innere Freiheit gegenüber den verlockenden Sirenenrufen des Auslandes, die uns zur Demokratie herüberziehen wollen, innerlich mit ganzer Seele festzuhalten“, und nur dann sind sie „berufen, die Pfeiler einer neuen Welt zu bilden und jene rückständige gesellschaftliche Zivilisation Westeuropas im Zeichen der freien Persönlichkeit zu schlagen“.

Gustav Roethes Nachruhm resultierte im Wesentlichen aus seinen entschieden deutschnationalen politischen Stellungnahmen, die durch seinen Status des höchst angesehenen Wissenschaftlers und gleichsam offiziell approbierten Interpreten kultureller und historischer Zusammenhänge hohe Verbindlichkeit und Breitenwirkung gewannen. Dass solch eine Autorität sich zugleich persönlich zu Westpreußen bekannte und sich in der Konfrontation zwischen Deutschland und Polen gänzlich einseitig positionierte – und damit als Intellektueller die scharfe nationalistische Polemik adelte – machte ihn nicht nur in der Zwischenkriegszeit, sondern gerade auch nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Instanz, auf die sich landsmannschaftliche Interessen noch häufig beriefen. Angesichts der bald 100 Jahre, die seit Roethes Tod am 17. September 1926 mittlerweile vergangen sind, rückt freilich die Frage in den Fokus, wie tragfähig und segensreich die „geistigen Güter“ tatsächlich gewesen sind, die er dem deutschen Volk zu „erhalten und zu bewahren“ getrachtet hat?

■ Erik Fischer

3 Gustav Roethe: Wege der deutschen Philologie. Rede beim Antritt des Rektorats der Friedrich-Wilhelm-Universität am 15. Oktober 1923, Berlin: Emil Eberling, 1923; wiedergedruckt in: Ders.: Deutsche Reden (Anm. 2), S. 439–456; hier S. 444

4 Ebda

5 Gerhart Lohse: „Held und Heldentum. Ein Beitrag zur Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte des Berliner Germanisten Gustav Roethe (1859–1926)“. In: Literatur und Theater im Wilhelminischen Zeitalter, hrsg. von Hans-Peter Bayerdörfer, Karl Otto Conrady und Helmut Schanze, Tübingen, 1978, S. 399–423; hier S. 406

6 www.swr.de/swr2/wissen/archivradio/4,aexavarticle-swr-19916.html

Biographische Annäherungen an zwei außergewöhnliche Elbinger

Der Sinn von Mikrogeschichte ist, durch detaillierte Analysen kleiner, meist lokal begrenzter Themen nicht nur das historische Detail an sich zu erkennen, sondern auf Grund genauer Betrachtung der kleinen Einheit besser begründete Aussagen zu größeren geschichtlichen Zusammenhängen treffen zu können. So geschieht es in dem vorliegenden Büchlein. Es zeichnet einesteils den spannenden Lebensweg von Johann Josua Kettler (1659–1718) nach, der nach einer turbulenten Jugendzeit in Elbing als angesehener Kaufmann und Diplomat in Indien lebte. Andernteils – und vor allem – widmet es sich der missionarischen Wirksamkeit von Jacob Klein (1721–1790), der den evangelischen Glauben aus seiner Heimat nach Indien getragen und so Kulturgrenzen überwunden, zugleich aber Typisches seiner Heimatkultur zur Wirkung gebracht hat. Selbst wenn auch Klein – wie Kettler im Untertitel des ihm geltenden Aufsatzes – ein „außergewöhnlicher Elbinger“ genannt würde, dürfte das den nicht mikrohistorisch an der westpreußischen Stadt Interessierten zunächst kaum verlocken; die Lektüre überzeugt freilich davon, wie berechtigt Kleingeschichte für große Zusammenhänge sein kann.

Die Mission auf dem indischen Subkontinent hatte mit der päpstlichen Bulle Romanus Pontifex begonnen, durch die den Portugiesen 1455 das Patronat über die Missionierung neuer Länder „hinter Afrika“ übertragen wurde. Gleichzeitig erhielten die Portugiesen ein Handelsmonopol für diesen Raum. Vasco da Gama entdeckte 1498 den Seeweg nach Indien – in welchen weltbildlichen Umbruchzeiten die Reformation verwurzelt ist, gerät nur allzu leicht aus dem mitteleuropäischen Blick. Zunächst verwehrten die Portugiesen, primär aus ökonomischen Erwägungen, ausländischen Geistlichen den Zugang nach Asien. Erst auf päpstlichen Druck proklamierte der portugiesische König die Epoche der verstärkten Missionierung Asiens und schickte um 1540 Mitglieder des unter der Herausforderung der Reformation gegründeten Jesuiten-Ordens nach Goa. Erster deutscher evangelischer Missionar in Indien war später Bartholomäus Ziegenbalg (1682–1719).

In diesen Horizont fügt sich die akribisch gearbeitete Studie Hans-Jürgen Kleins ein. Jacob Klein (1721–1790) als Ordiniertes der Dänisch-Halleschen Mission findet plastisch seinen Ort in der Geschichte der Ausbreitung evangelischen Glaubens. Dass Mission immer zwischen den Polen des Machterwerbs und der Ausbeutung einerseits, der empathisch kultursensiblen Fürsorge andererseits pendelte und sich letztlich jedem schablonenhaften Urteil verweigert, bestätigt sich einmal mehr. Die deutsch-protestantische Geschichte Westpreußens hat auch darin ihre globale Dimension; sie wirkt in den protestantischen Gemeinschaften Indiens über ihren eigenen Untergang hinaus.

In seinem profunden theologiegeschichtlichen Nachwort beleuchtet Tilman Asmus Fischer die Vielfalt der Rollen, die Missionaren als Mittler zwischen den Kulturen zufiel, sowie die meist zu wenig beachteten Wechselbeziehungen zwischen Mission und indigenen Gesellschaften. Dass heute die globale Mehrheit protestantischer Christen in Ländern lebt, in denen es sie vor dem 19. Jahrhundert kaum oder nicht

gegeben hat, unterstreicht die Mobilität missionarischer Impulse. Anders als ehemals in den „klassischen“ protestantischen Ländern Mittel-, West- und Nordeuropas, wo Konfessionslosigkeit heute die Frage missionarischen Handelns ganz neu stellt, umfassen protestantische Gemeinschaften in den angestammten „Missionsgebieten“ nirgends die Gesamtheit oder eine Mehrheit der Bevölkerung. Der Protestantismus ist im Zuge seiner „Globalisierung“ zur Religion qualifizierter Minderheiten geworden und zeichnet sich oft durch seine besondere Affinität zu Bildung und Diakonie aus.

Ansprechend ist Fischers Gedanke, das reformatorische Gedankengut habe über die Grenzen des konfessionell verfassten Christentums hinaus eine Inkulturalisierung erfahren und so „gesellschaftlich heilsam“ gewirkt im Sinne der Stärkung individueller Freiheit und Verantwortlichkeit. Fischer spricht von der „Protestantisierung indigener Religionen“, die deren antikoloniales Potenzial geweckt oder gefördert habe.

So reizvoll – und aus protestantisch-konfessioneller Sicht schmeichelhaft – diese Analyse sein mag, so kritisch sollte doch die Rückfrage ausfallen, ob jene „Protestantisierung“ in bürgerschaftlich-emanzipatorischem Verständnis denn etwa auch das Mutterland der Reformation erfasst habe. Namentlich das sich betont protestantisch gebende Wilhelminische Reich basierte gerade nicht auf einer obrigkeitsskritischen, persönliche Mündigkeit forcierenden Adaption reformatorischer Parameter. Der schmerzhafteste Verlust der deutschen Ostgebiete, so auch Elbings, steht doch entscheidend für die Tragik einer gesellschaftlichen Dispensierung bürgerschaftlicher Eigenständigkeit zu Gunsten fataler Gehorsamsbereitschaft.

Wie dem auch sei: Den beiden aus Elbing stammenden „Außergewöhnlichen“ Johann Josua Kettler und Jacob Klein wurde hier ein würdiges, informatives und zum Weiterdenken herausforderndes Denkmal gesetzt – allemal in protestantischem Geist!

■ Klaus Beckmann



Hans-Jürgen Klein

**Diplomaten und Missionare
des späten 17. und des
18. Jahrhunderts auf dem
indischen Subkontinent**

**Die Geschichte der Elbinger
Johann Josua Kettler
und Jacob Klein**

Mit missionsgeschichtlichen
Anmerkungen zum Leben
und Wirken von Jacob Klein
von Tilman Asmus Fischer

Münster: Truso-Verlag, 2019 (Elbinger Hefte 51), 188 S.,
mit farbigem Vor- und Nachsatz, 17 Schwarzweiß-Abbildungen
sowie einem Tafelteil mit 16 Farbfotografien, geb., € 16,80 –
ISBN 978-3-00-062960-0

Zu beziehen über den Förderkreis Westpreußen, Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck, Telefon 02506/3057-50,
Fax 02506/3057-61, E-Mail: info@foerderkreis-westpreussen.de

Zwischen Anerkennung der Fakten und Solidarität mit den Vertriebenen

Erhard Eppler (1926–2019) und die „Neue Ostpolitik“

Mit Erhard Eppler ist am 19. Oktober einer der entscheidenden Vordenker der „Neuen Ostpolitik“ heimgegangen. Nicht nur, dass die Unterzeichnung der sogenannten „Ostverträge“ 1970 bis 1973 in seine Amtszeit als Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit fiel. Vielmehr war er bereits an der Ausarbeitung der Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1965 beteiligt – die den Titel *Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn* trägt – und unterstützte die ostpolitische Wende – auch gegen Vorbehalte – in der eigenen Partei und Fraktion. Eine wissenschaftliche Würdigung hat das ost- und deutschlandpolitische Vermächtnis Epplers durch die einschlägige Dissertation von Christine Simon (*Erhard Epplers Deutschland- und Ostpolitik*, Bonn 2004) erfahren.

Aufgrund der vertriebenenpolitischen Frontverläufe, die sich im Zusammenhang mit der „Neuen Ostpolitik“ in der Bonner Republik manifestierten, war eine Konfrontation mit den Vertriebenenverbänden unvermeidlich. Jedoch würde es zu kurz greifen, Eppler einseitig innerhalb eines schlichten Diskursschemas zu verordnen, das entweder die Anerkennung deutscher Kriegsgesamter an das Eintreten für deutsche Rechtspositionen oder die Bestreitung des Opferstatus an eine Politik des Verzichts koppelt. Vielmehr taten alle politischen Gegensätze Epplers grundsätzlicher Empathie gegenüber den Vertriebenen keinen Abbruch. Dies mag der Auszug aus einer Rede auf einer Kundgebung der Seliger-Gemeinde Baden-Württemberg 1975 verdeutlichen, in der sich Eppler in einen sudetendeutschen Sozialdemokraten 1945 hineinversetzte und dessen „konfliktgeladene, einsame, tragische Existenz“ nachzeichnete:

Als die meisten jubelten, wusste er, daß dieser Jubel nicht lange halten werde, als die meisten ‚Heim ins Reich‘ brüllten, verlor er seine

Heimat, als der Krieg da war, musste er seinem Gastland klarmachen, daß er eben doch nicht Tscheche oder Slowake, sondern Deutscher war, daß diese Sudetendeutschen Hitler nicht haßten, obwohl, sondern weil sie Deutsche waren und weil dieser Mann ein ganzes Volk ins Unheil führte, ganz gewiß den Teil des Volkes, dessen Ahnen in Böhmen und Mähren heimisch geworden waren. Und gleichzeitig mussten sie alles tun, um die Vertreibung, die sich schon 1940 ankündigte, trotz allem abzuwenden, weil sie zwar verstehen, aber niemals billigen konnten, was aus dem Haß und der Verbitterung entstand, die Hitler bei manchem Tschechen und Slowaken geweckt hatte.

Vor dem Hintergrund einer solchen empathischen Grundhaltung strebte Eppler sodann eine gegenseitige Solidarität zwischen Vertriebenen und Mehrheitsgesellschaft an. Er „verlangte“, in der Formulierung von Christine Simon, „Solidarität mit den Vertriebenen, die allerdings auch solidarisch mit dem deutschen Volk sein müssten, das seinen Platz in einem friedlichen Europa sichern wolle“. Bereits die von Eppler mitverantwortete Ostdenkschrift hatte – dieser Gesichtspunkt wird in ihrer jüngeren Rezeption leider fast durchgehend ausgeklammert – entscheidende Integrationsdefizite aufseiten der Zivilgesellschaft kritisiert, etwa die mangelnde Bereitschaft, die Vertreibungsgesamter mit ihren Traumata ebenso wie mit ihren kulturellen Traditionen auf- und anzunehmen. Und die 1966 veröffentlichte – wiederum von Eppler mitverfasste – Stellungnahme der SPD-Bundestagsfraktion zur Ostdenkschrift hielt mit Blick auf eine anzustrebende friedensvertragliche Regelung fest:

Kein deutscher Politiker kann den von Hitler begonnenen und total verlorenen Krieg nachträglich am Verhandlungstisch gewinnen. Die SPD wird sich dabei bemühen, so viel wie möglich von Deutschland für die



FOTO: LUDWIG WEGMANN / BUNDESARCHIV, B. 145 BILD-F066923-0022

Foto vom 19. November 1983

Deutschen zu erhalten. Unser Wille zur Einheit schließt die Bereitschaft zu Opfern ein. Aber dieser Wille gebietet auch, daß wir uns innerhalb unseres Volkes unablässig um ein Höchstmaß an Solidarität, besonders zwischen Einheimischen und Vertriebenen, bemühen.

Solidarität der Vertriebenen mit der Gesamtheit des deutschen Volkes hieß wiederum, dazu beizutragen, „daß wir die Fakten unserer Geschichte zur Kenntnis nehmen, und zwar mit jenem Minimum an Solidarität, ohne das eine Nation sich nicht behaupten kann“, so Eppler 1970. Die zu akzeptierenden „Fakten unserer Geschichte“ stellten sich für Eppler freilich dergestalt dar, dass man nur auf das verzichten könne, „was man hat oder doch haben könnte“ – und für ihn galt: „Pommern oder Schlesien waren von den Nazis längst verspielt, ehe es eine Bundesrepublik gab.“ Insofern war für Eppler die Notwendigkeit, die Oder-Neiße-Linie anzuerkennen, gegeben, und der Spielraum, „so viel wie möglich von Deutschland für die Deutschen zu erhalten“, blieb äußerst überschaubar.

Was Eppler jedoch wiederholt – und auch gegenüber polnischen Gesprächspartnern – anregte, war, im Gegenzug zu einer Grenzanerkennung eine Rückkehr ostdeutscher Vertriebener in ihre Heimatgebiete zu ermöglichen. Dass dies – in Form der Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union – letztlich Realität wurde, mag für die Weitsichtigkeit sprechen, mit der sich Eppler den zweifellos bestehenden Spannungen und Interessenkonflikten der Ost- und Vertriebenenpolitik seiner Zeit stellte.

■ Tilman Asmus Fischer (DOD 6/2019)

Europa – eine Idee als Heimat

Ein Sammelband bringt unterschiedliche Europa-Bilder ins Gespräch

Bereits Ende 2018 hatte der langjährige CSU-Europapolitiker Bernd Posselt mit seinem Buch *Bernd Posselt erzählt Europa* nachdrücklich auf die Notwendigkeit eines – für die europäische Staatenfamilie identitätsstiftenden – Narratives für Europa hingewiesen. Eines der möglichen Narrative legt nahe, Europa als „Heimat“ zu verstehen. Eine solche Europa-Deutung – die einen mit vielfältigen Assoziationen besetzten Begriff, der sich ursprünglich auf einen engeren Lebensraum bezieht, auf einen gesamten Kontinent anwenden will – ist jedoch voraussetzungsreich und wirft weitreichende Fragen auf. Und so erscheint es nur schlüssig, dass Martin W. Ramb und Holger Zaborowski hinter den Titel ihres 2019 erschienenen Sammelbandes ein Frage- und kein Ausrufezeichen setzen: *Heimat Europa?*

Auf mehr als 400 Seiten bringen die beiden Philosophen, die an katholisch-theologischen Fakultäten bzw. Hochschulen lehren, vielfältige und sich stimmig ergänzende – wissenschaftliche, essayistische, literarische wie autobiografische – Annäherungen an den Fragenkomplex zusammen, der sich hinter den zwei Worten „Heimat Europa“ verbirgt. Dabei gelingt es ihnen, ganz unterschiedliche – affirmative bis kritische – Positionen zu Wort kommen zu lassen und damit einen wichtigen Beitrag zur – nicht zuletzt seit dem Brexit und den west-östlichen Spannungen um die Migrationspolitik – virulenten Debatte um die Zukunft der Europäischen Union vorzulegen: Sie eröffnen ein Kaleidoskop unterschiedlichster Zugänge zu Europa, die sich nicht im Klein-Klein der Tagespolitik verlieren, sondern auf einer grundsätzlichen Ebene über das Wesen und Fundament Europas reflektieren.

So facettenreich wie die inhaltlichen Positionen sind die fachlichen Disziplinen und biografisch-regionale Hintergründe der Beiträge, unter denen sich nicht nur deutsche und westeuropäische Autoren, sondern gerade auch solche mit Bezug zum östlichen Europa finden: die 1973 in Zagreb geborene dalmatisch-österreichische Schriftstellerin Anna Baar, der Budapester Philosoph István M. Fehér, Dean Komel, der an der Universität Laibach Gegenwarts- und Kulturphilosophie lehrt, sowie die slowenisch-ungarische Literaturwissenschaftlerin Ilma Rakusa.

In bemerkenswerter Weise reflektiert der Literaturwissenschaftler und frühere Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste Dieter Borchmeyer die multinationale Vielfalt des Kontinents: „Europa, europäisches Identitätsgefühl, ist ein Amalgam der verschiedenen, in Jahrhunderten gewachsenen nationalen und regionalen Mentalitäten und Kulturtraditionen, kein von ihnen abzuziehendes farbloses Abstraktum, keine jegliche Varietäten zum Verschwinden bringende Nacht, in der alle Katzen grau sind.“ Und so hält Borchmeyer der – auch in einzelnen anderen Beiträgen des Sammelbandes zu spürenden – Forderung, „nicht mehr in nationalen, sondern in europäischen Kategorien zu denken“, entgegen, dass „hier ein Gegensatz konstruiert

[wird], der gerade das verhindert, was man zu erreichen strebt: ein vertrautes Europa, in dem die Angehörigen der verschiedenen Nationen wirklich zu Hause sind“.

Die Mehrheit der Verfasser geht den plausiblen Weg, Europa nicht räumlich, sondern vielmehr geistig als Heimat zu verstehen. So erscheint es Fehér erst möglich, Europa als Heimat zu denken, wenn wir „vom Gegendhaften absehen und uns dem ‚Geistigen‘ zuwenden“: „Ideen können, zumal gemeinschaftliche, Heimat konstituieren. ‚Die europäischen Nationen mögen noch so sehr verfeindet sein, schrieb hierzu Husserl, ‚sie haben doch eine besondere innere Verwandtschaft im Geiste‘.“ Diese sieht Fehér im Besonderen gestiftet durch die „europäischen Werte und das, was sie beinhalten, die abendländisch-europäische Philosophie und Lebensanschauung“.

Da gerade das Schlagwort der ‚europäischen Werte‘ – und dies nicht nur in Fehérs Aufsatz sowie anderen Beiträgen des vorliegenden Bandes – allzu schnell aufgerufen wird, wenn es um das geistige Fundament Europas geht, ist der Beitrag des Ethikers Franziskus von Heeremann besonders bedeutsam. Für den Professor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar führt eine ausschließliche Berufung auf – letztlich subjektiv begründete – Werte nicht nur zu einem „Treibsand aus Wertigkeiten, die gegeneinander verrechnet werden können und deren Hierarchie ins Belieben gestellt ist“; vielmehr sieht er zudem die Gefahr einer Gesinnungsdiktatur, „die von ihren Untertanen fordert, all das zu übernehmen, was der aktuelle Herrscher – und das ist in der Demokratie die Mehrheit – schätzt“. Demgegenüber setzt von Heeremann auf die Menschenwürde als identitäre Grundlage Europas: „Die Frage nach unserer letzten Identität ist die, ob wir, gespeist aus welchen religiösen, philosophischen, weltanschaulichen, kulturellen Quellen auch immer, an diesem Bekenntnis zur ‚Sakralität der Person‘ (Hans Joas) unbeirr- und unverführbar festhalten. Die Sakralität der Person ist aber in der Weise die Identität Europas, dass Europa weder behaupten noch wollen kann, dass es bloß die seine wäre, noch konstatieren kann, es [Europa; Anm. d. Verf.] habe sie – es entspräche schon seiner Identität.“

■ *Tilman Asmus Fischer* (DOD 6/2019)



Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hrsg.)

Heimat Europa?

Göttingen: Wallstein Verlag,
2019, 431 S., geb., € 22,00 –
ISBN 978-3-8353-3475-5

NACHRICHTEN

+++ Aus der Arbeit des Aussiedlerbeauftragten

BMI/DW – Bei der Erstellung des Bundeshaushalts für das Jahr 2020 hat der Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages Anregungen des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Prof. Dr. Bernd Fabritius, insbesondere zur Erhöhung der Mittel um etwa 3,8 Millionen Euro zugunsten der deutschen Minderheiten in Polen und Rumänien berücksichtigt. Aus dieser Mittelerhöhung sollen in Polen Renovierungen und Umbauten von bestehenden Schulgebäuden, die sich in der Trägerschaft von Vereinen der deutschen Minderheit befinden, sowie die Gründung von Vereinsschulen mit einer Million Euro gefördert werden. Außerschulische Sprachprojekte der deutschen Minderheit in Polen werden mit 576.000 Euro und Bildungsprojekte mit 500.000 Euro unterstützt. Umbau, Renovierung und Ausstattung des Dokumentations- und Ausstellungszentrums der deutschen Minderheit in Polen werden mit 800.000 Euro finanziert. Das Forschungszentrum der deutschen Minderheit in Polen erhält 250.000 Euro Förderung.

Im Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat trat am 29. November der Beirat für Spätaussiedlerfragen unter Vorsitz des Bundesbeauftragten zu seiner jährlichen Sitzung zusammen. Themen der Sitzung waren u. a. die aktuellen Entwicklungen in Spätaussiedleraufnahmeverfahren sowie der Sachstand der Urkundenproblematik, die sich bei Eintragungen von standesamtlichen Vorgängen anerkannter Spätaussiedler in Personenstandsregister ergeben.

+++ Johannes-Paul-II.-Museum in Warschau eröffnet

NÖK/DW – Polens Präsident Andrzej Duda hat am 16. Oktober in Warschau das größte Papstmuseum des Landes eröffnet. Das *Johannes-Paul-II.-und-Primas-Wyszyński-Museum* präsentiert Schlüsselmomente aus den Biografien des am 16. Oktober 1978 zum Papst gewählten und 2014 heiliggesprochenen Krakauer Erzbischofs Karol Józef Wojtyła (1920–2005) sowie des in Polen als „Primas des Jahrtausends“ verehrten Kardinals Stefan Wyszyński (1901–1981). Dem neuen Museum kommt 2020 vermutlich eine wichtige Rolle zu: Im nächsten Jahr wird Polen den 100. Geburtstag und das 15. Todesjahr von Papst Johannes Paul II. sowie die am 21. Oktober von Papst Franziskus für den 7. Juni 2020 angekündigte Seligsprechung von Kardinal Stefan Wyszyński

feiern; eine neue Internetseite informiert über die Vorbereitungen für die Seligsprechung. Außerdem ist im Oktober der Vorsitzende der Polnischen Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław

Gądecki, im Namen der Bischofskonferenz mit der Bitte an Papst Franziskus herangetreten, Johannes Paul II. zum „Kirchenlehrer“ (Doctor Ecclesiae) und Schutzpatron Europas zu erklären.

+++ BdV-Ehrenplakette für Bundespräsident a. D. Joachim Gauck

DW – Im Vorfeld seiner Bundesversammlung hat der Bund der Vertriebenen den früheren Bundespräsidenten Joachim Gauck am 29. November in der Vertretung des Landes Mecklenburg-Vorpommern beim Bund mit seiner höchsten Auszeichnung, der Ehrenplakette, ausgezeichnet. Hierzu hatte BdV-Präsident Prof. Dr. Bernd Fabritius bereits im Vorfeld erklärt: „Joachim Gauck hat sich ganz unabhängig von Amt und Würden schon früh für unsere Anliegen eingesetzt. Als noch ein ‚Sichtbares Zeichen‘ für die deutschen Opfer von



QUELLE: BDV / BILDKRAFTWERK

Flucht und Vertreibung in Berlin diskutiert wurde, unterstützte er bereits die vom Bund der Vertriebenen auf den Weg gebrachte Stiftung *Zentrum gegen Vertreibungen* und ihre Ausstellungen. Einfühlsam sprach er als Bundespräsident beim ersten bundesweiten Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung 2015 von einem ‚Erinnerungsschatten‘, aus dem dieses Gedenken erst langsam heraustritt. Ebenso empathisch überzeugte er als Redner bei unserem Tag der Heimat 2016, wo er der Gesellschaft mehr Verständnis für das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen und Spätaussiedler abforderte. Bundespräsident a. D. Joachim Gauck ist ein würdiger Träger unserer Ehrenplakette.“ In seinen Dankesworten betonte der Geehrte den Nachholbedarf der deutschen Erinnerungskultur mit Blick auf das Gedenken an die deutschen Opfer von Flucht und Vertreibung. Zudem hob er – wie bereits in seiner Rede zum Tag der Heimat 2016 – den Beitrag der Deutschen aus dem Osten zur Verständigung mit den Völkern Ostmitteleuropas hervor. Ausdrücklich erinnerte er an den aus einer kaschubischen Familie stammenden Sozialdemokraten Hans Koschnick, der als Bremer Bürgermeister die Partnerschaft zwischen der Weserstadt und Danzig begründete. Während des anschließenden Stehempfanges gratulierten im Namen der Landsmannschaft Westpreußen der stellvertretende Vorsitzende Ulrich Bonk (r.) sowie der Vorstandsbeauftragte Tilman A. Fischer (l.) Joachim Gauck zu seiner Auszeichnung.



+++ Polen-Analysen

Die aktuellen Polen-Analysen befassen sich mit folgenden Themen:

- Die Parlamentswahlen 2019 (Nr. 244): Analyse *Nach den Parlamentswahlen in Polen – Vollendung der illiberalen Demokratie oder Wiederannäherung der politischen Lager?* von Stefan Garsztecki (Technische Universität Chemnitz); Tabellen und Grafiken zu Einstellungen zur bisherigen Regierungstätigkeit, Homosexualität, Demokratie und Medien sowie zu den Wahlergebnissen.
- Literatur und Politik in Polen (Nr. 245): Analyse *Nobelpreisgekrönt und kritisch beäugt – über den Zusammenhang zwischen Literatur und Politik in Polen* von Peter Oliver Loew (Deutsches Polen-Institut, Darmstadt); Dokumentationen *Stellungnahmen zum Literaturnobelpreis für Olga Tokarczuk*; Olga Tokarczuk: *Leute, fürchtet euch nicht!* sowie *Literaturpreise in Polen*; Tabellen und Grafiken zum Buchmarkt und zu Lesegewohnheiten in Polen.
- Die Sozialpolitik der PiS (Nr. 246): Analyse *Soziale Probleme lösen oder Wähler gewinnen? Die Sozialpolitik der PiS seit 2015* von Dominik Owczarek (Institut für Öffentliche Angelegenheiten, Warschau); Tabellen und Grafiken zu einer Umfrage zu Parteien und zur Familienpolitik sowie zu Daten zu Armut und Löhnen.

Die Polen-Analysen sind zu finden unter : www.laender-analysen.de/polen



George Turner

„Was wollen die hier?“ Flüchtlinge und Einheimische 1945–49. Das Beispiel Ebstorf in der Lüneburger Heide

Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2019; 52 S. mit zwei S/W-Abb. und acht S/W-Fotos, kart., € 12,00 – ISBN 978-3-8305-3969-8

Der Autor, der von 1945 bis 1955 in Ebstorf gelebt hat, stellt am Beispiel dieses Ortes das Verhältnis von Einheimischen und Flüchtlingen dar und zeichnet ein realitätsgetreues Bild jener Jahre. Zeitzeugen können dadurch ihre Vergangenheit

wiedererkennen, Nachgeborene sich ein Bild von der Geschichte machen und damit die Grundlagen der politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten der Gegenwart begreifen: George Turner lenkt den Blick mit dem Vergrößerungsglas auf Vergessenes und Verdrängtes.



Jolanta Wiendlocha (Hrsg.)

Bajki polskie – Polnische Märchen

Übersetzung von der Hrsg., Illustrationen von Miriam Elze, München: dtv, 2019; 144 S., Taschenbuch, € 10,90 (dtv zweisprachig) – ISBN 978-3-423-09545-7

Abenteuer bestehen, Aufgaben lösen, Unmögliches möglich machen – Märchen sind wie Sagen und Mythen eine Urform der Heldengeschichte und zugleich ein Spiegel einer Kultur. Wie einst die Gebrüder Grimm in Deutschland be-

reiste Oskar Kolberg im 19. Jahrhundert Polen, sammelte in verschiedenen Regionen mündlich überlieferte Geschichten und schrieb sie unverändert nieder. Dank ihrer einfachen sprachlichen Strukturen eignen sich die Texte auch für weniger geübte Leser.



Angela Koch/Eva Hohenberger (Hrsg.)

Grau in Grau – Ästhetisch-politische Praktiken der Erinnerungskultur

Berlin: Metropol-Verlag, 2019; 280 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-86331-483-5

Grau in Grau – so lässt sich die Farbgestaltung der meisten Gedenkstätten, ihrer Ausstellungen, der Dokumentationsorte, der Mahn- und Denkmale zu den Verbrechen im Nationalsozialismus beschreiben. Dies hat die Veranstalterinnen der gleichnamigen Tagung veranlasst zu fragen, welcher Zeigegestus und welcher Mitteilungskarakter in den Inszenierungen enthalten sind. Welche symbolischen Funktionen werden den Formen, Me-

dien, formalen Mitteln und Materialien zugeschrieben? Inwiefern kommen in den Ausstellungen nationale Narrative zur Geltung bzw. spiegeln sich in den Inszenierungen wider? Welche anderen Formen der Präsentation sind denkbar, die über den nationalen Rahmen hinausweisen und auch die einbeziehen, die aus der nationalen Geschichtsschreibung ausgeschlossen sind?



Martyna Bunda

Das Glück der kalten Jahre

Roman. Aus dem Polnischen von Bernhard Hartmann, Berlin: Suhrkamp/Insel, 2019; 317 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-518-42887-0

Die renommierte polnische Journalistin und Schriftstellerin Martyna Bunda wurde 1975 in Danzig geboren, wuchs in Karthaus auf und hat auch als Reporterin die Kaschubei ausführlich erkundet. Dort nun verortet sie die Lebensgeschichten der kämpferischen Witwe Rozela, die 1932 durch einen tragischen Unfall in Gdingen ihren Mann verlor, sowie von ihren

drei, sehr wesensverschiedenen Töchtern. Der Roman erzählt von verstörenden Erlebnissen während der Invasion der Roten Armee, von Traumata und vom Verschweigen, aber ebenso von Wunden, die heilen können, und jenem Glück, das sich trotz aller politischen Widrigkeiten und persönlichen Herausforderungen finden lässt.



Stadtplan Danzig 1938 / Gdańsk heute

Berlin: BLOCHPLAN, 2019; gefaltete Karte 60 × 42 cm, € 8,95 – ISBN 978-3-982-02433-2

Im gut lesbaren Maßstab 1:10.000 sind auf der Hauptseite nebeneinander ein neu gezeichneter Plan von 1938 und ein aktueller Plan wiedergegeben. Der Plan stellt das Gebiet des ehemaligen Festungsbereiches der Stadt dar, über den sie auch im Jahre 1938 nur nach Nordosten maßgeblich hinausgewachsen war. Zudem wird Langfuhr im Maßstab 1:20.000 auf der Hauptkarte mit abgebildet. Auf der Rückseite findet neben den jeweils

zweisprachigen Straßenverzeichnissen und einer Kurzbeschreibung wichtiger Sehenswürdigkeiten ein aktueller Plan des Stadtteiles Oliwa/Oliwa seinen Ort. Die 1937 gültigen Straßennamen sind hier in Rot neben den heutigen Namen verzeichnet. Eine Überlagerungskarte des zentralen Bereiches der Stadt sowie ein Übersichtsplan im Maßstab 1:100.000 runden das Konzept dieser neuen Edition ab.

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Westpreußische Gesellschaft –
Landsmannschaft Westpreußen e. V.
Der stellvtr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Postbank Hamburg:

IBAN: DE13 2001 0020 0150 9572 04
BIC: PBNKDEFF oder

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtefeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter; Dr. Joanna Szkolnicka
(j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) / Ressort PANORAMA;
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / *Text-
und Bildredaktion*

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Bodo Rückert (Köln)
für Marienburg, Lech Słodownik (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

*Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen
Kulturregion* erscheint alle zwei Monate. Der Bezugspreis
beträgt halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 42,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.
Zusätzlich erscheint – jeweils um einen Monat versetzt – *Der
Westpreuße / Landsmannschaftliche Nachrichten* und ergänzt
diese Zeitschrift zu einer Folge von 12 Monatsheften pro Jahr.
Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements
beträgt halbjährlich oder jährlich € 39,- bzw. € 78,-, im Aus-
land jährlich € 90,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Di-
rektbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jähr-
lich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7 % enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Der Westpreuße 1/2020 (Januar / Februar)

Autorinnen und Autoren

Dr. Klaus Beckmann, promoviert als Kirchenhistoriker mit einer Arbeit zur Bedeutung des Alten Testaments in der Theologie des 19. Jahrhunderts, Gemeindepfarrer und Religionslehrer im Saarland, Lehrbeauftragter an der Universität Saarbrücken, derzeit Militärdekan im Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr in Berlin. Veröffentlichungen zu theologischen, politischen und historischen Themen.

Prof. Dr. Bernhart Jähmig – Ab 1961 Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie an den Universitäten in Köln und Göttingen; 1968 Promotion zum Dr. phil. in Göttingen, danach bis 1970 archivarisches Ausbildung an der Archivschule Marburg. Von 1971 bis 2006 Betreuer der Bestände des Historischen Staatsarchivs Königsberg und von 1982 bis 1998 Vorsitzender der Copernicus-Vereinigung. Seit 1989 Lehrbeauftragter für Historische Hilfswissenschaften an der Freien Universität Berlin und seit 2004 dortselbst Honorarprofessor für Mittelalter und Hilfswissenschaften.

Alexander Kleinschrodt M. A. studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn.

Martin Koschny M. A. – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Abteilung für Ost-europäische Geschichte; an dieser Universität zuvor ab 2007 Lehramtsstudium in den Fächern Geschichte, Sportwissenschaften, Mathematik und Katholische Religion sowie (ab 2013) Masterstudium in Geschichtswissenschaften.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

MIT ZWÖLF WESTPREUSSEN-MOTIVEN DURCH DAS JAHR 2020

ES SIND
NOCH WENIGE
RESTEXEMPLARE
VERFÜGBAR



- 👉 13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
- 👉 zwölf Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmalern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
- 👉 zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der vollständige Kalender 2020 kann unter der folgenden Internet-Adresse eingesehen werden: www.der-westpreusse.de/de/wpk2020.html

Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender **€ 10,80**,
im **Format DIN A3** kostet er **€ 19,80** –
beide Preise verstehen sich jeweils inkl. MwSt., Porto und Verpackung.

Bestellungen erbitten wir unter:

www.der-westpreusse.de/kalender2020.html, per Telefon: 025 06 / 30 57-50,
per E-Mail: landsmannschaft-westpreussen@t-online.de oder per Post:
Landsmannschaft Westpreußen e. V., Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck.

Wahrscheinlich werden die meisten Menschen, die nach Danzig reisen, den Langen Markt und die Langgasse besuchen. Dieses „Wohnzimmer“ der alten Hansestadt ist schon sehr oft in ähnlicher Weise fotografiert worden. An sonnigen Abenden erscheinen die bekannten Sehenswürdigkeiten „im besten Licht“ (vgl. DW 6/2017); der Turm des Rechtstädtischen Rathauses etwa entfaltet dann einen faszinierenden Glanz. Was aber sieht man, wenn man auf dem Langen Markt in die Gegenrichtung blickt, in die untergehende Sonne hinein? Ist der Standpunkt richtig gewählt, kann man Zeuge eines merkwürdigen Theaters werden. Figuren, die Laternenaufsätze oder die Giebel von Patrizierhäusern bekrönen, sind nur noch als Silhouetten erkennbar. Zusammen mit zufällig im Bild gelandeten Vögeln formieren sie sich zu einem Geschehen wie aus den Schattenspielen der arabischen oder chinesischen Traditionen. In Europa hatte das Schattentheater seinen Höhepunkt wohl nicht zufällig während der Romantik. Blickt man so auf die Danziger Häuser, kommt einem womöglich Novalis in den Sinn: „Indem ich dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen gebe, so romantisiere ich es.“ Das sind keine abseitigen Ideen, keine „Grillen“, wie man um 1800 gesagt hätte: Es geht lediglich um die Einsicht, dass immer noch neue Perspektiven möglich sind.

